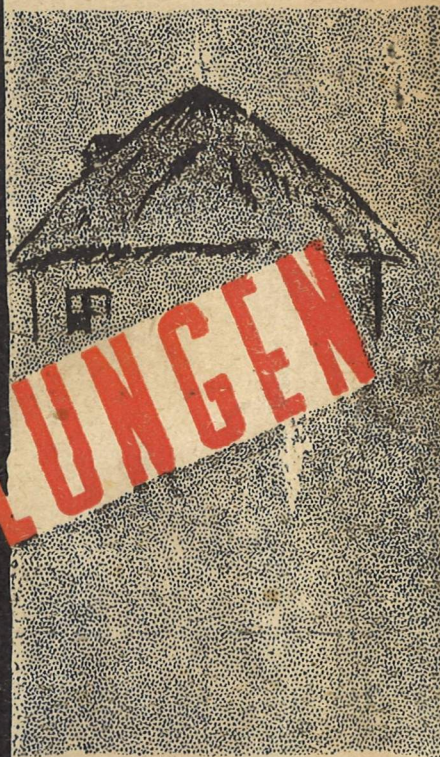
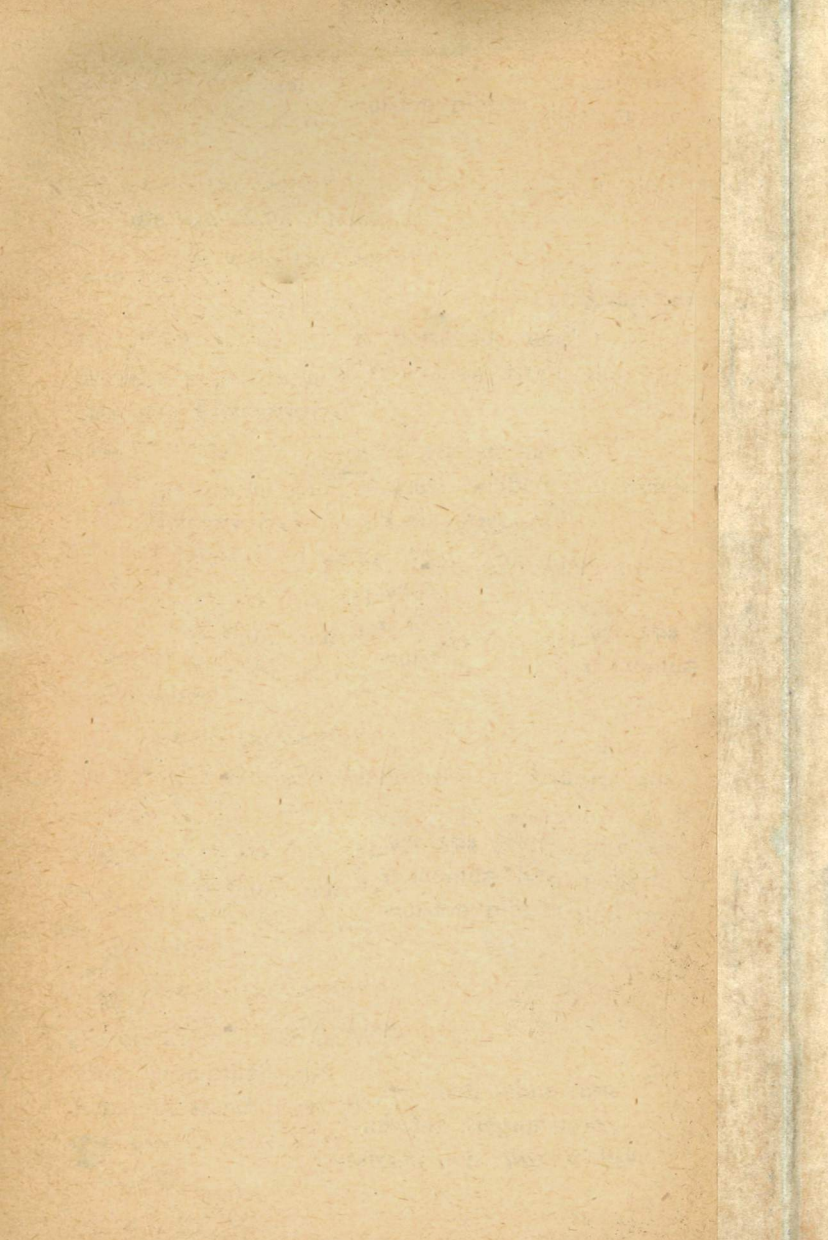


I W A N
F R A N K O



ERZÄHLUNGEN

ZENTRALVERLAG
C H A R K O W



IWAN
FRANKO

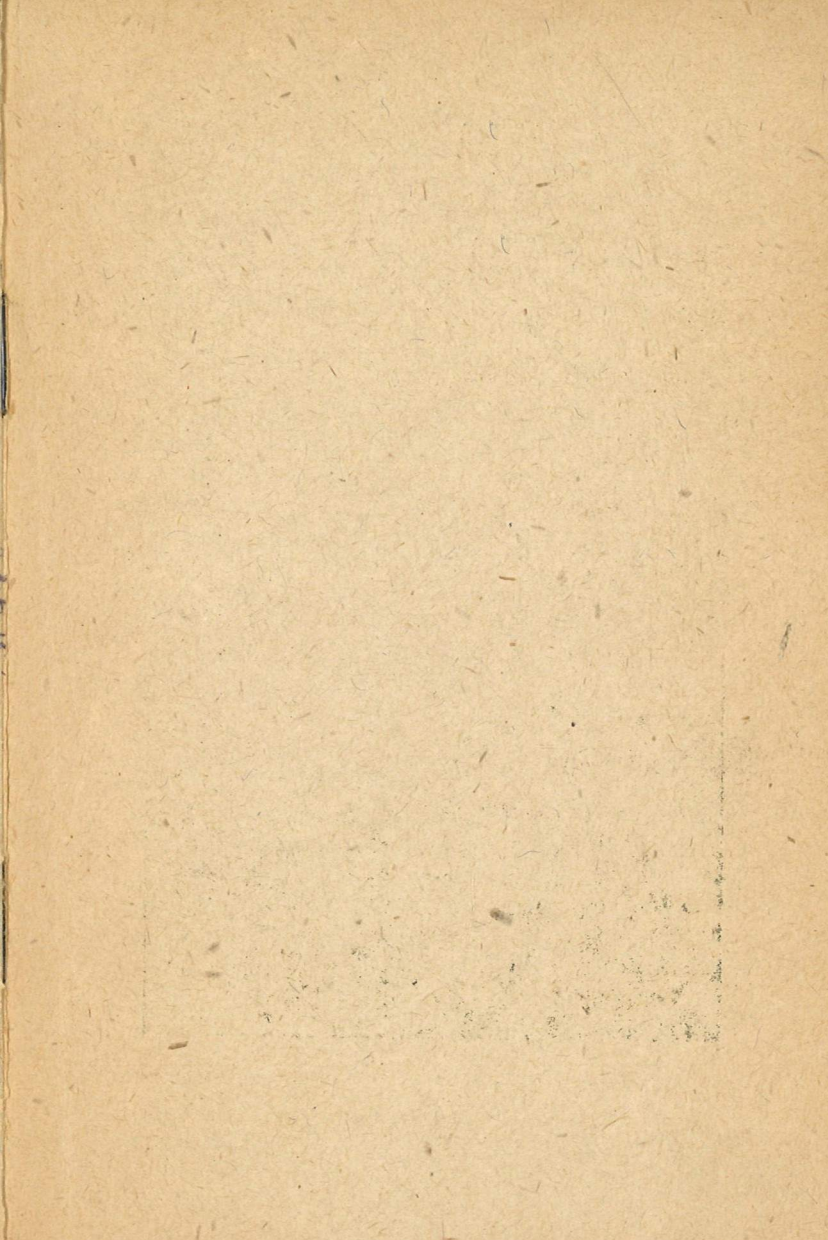
ERZÄHLUNGEN

ZENTRALVERLAG
MOSKAU—CHARKOW—MINSK
ALLUKRAINISCHE ABTEILUNG

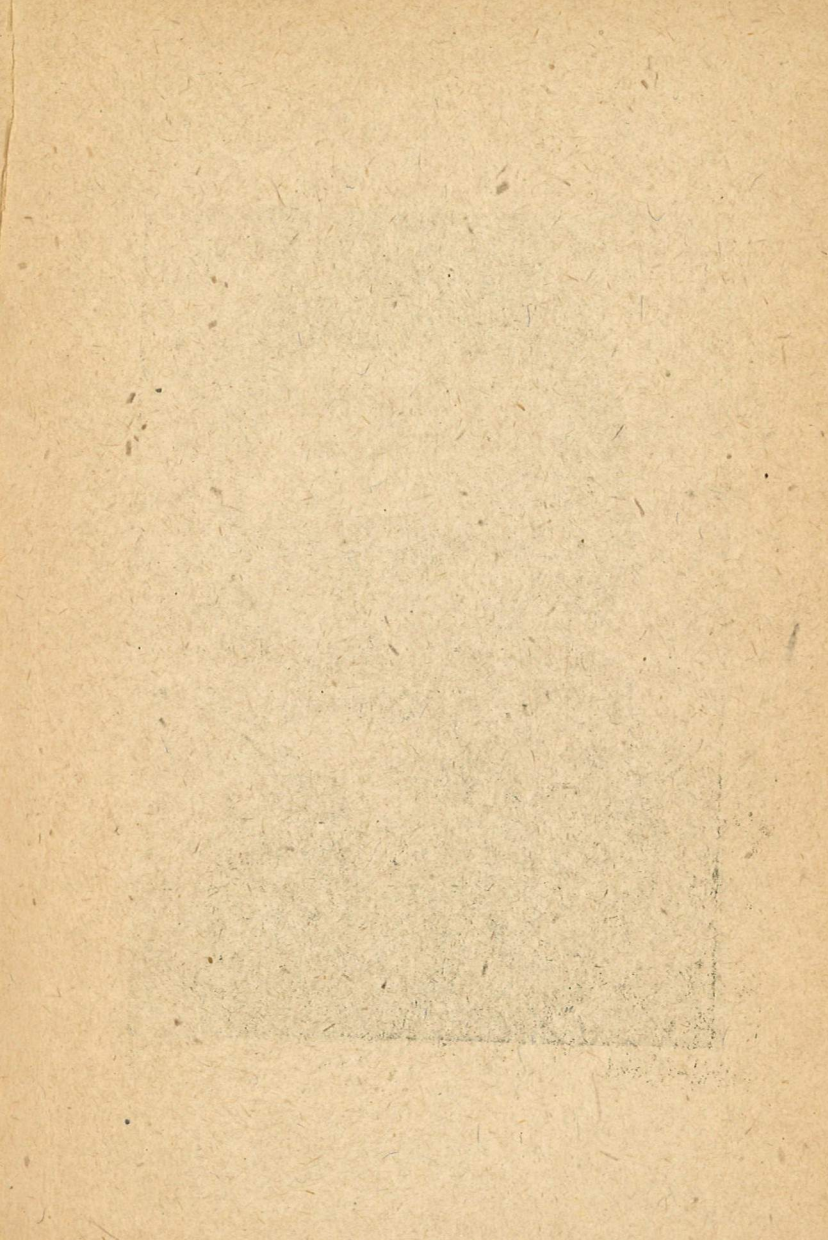
Бібліографічний опис цього видання
вміщено в „Літопису Українського
Друку“, „Картковому репертуарі“ та
інших покажчиках Української
Книжкової Палати

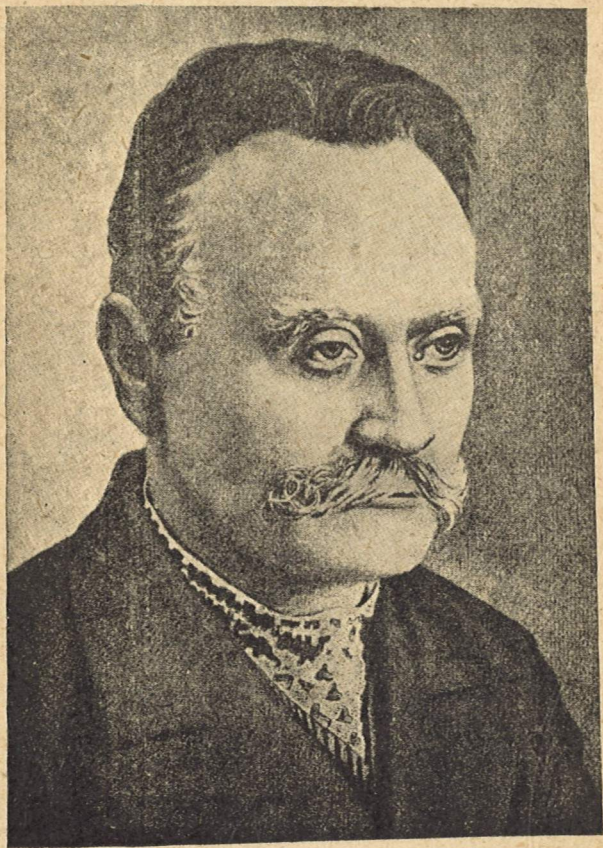
Друк. К.П.І.—Центрвидав
Київ, Червоноармійська 23.

Укрголовіт № 189 (1254)
Зам. № 453, тир. 8000. 4 арк.









IWAN FRANKO.

Iwan Franko, der Sohn eines Bauern, der sich außerdem auf das Schmiedehandwerk verstand, wurde am 3/16. August 1856 im Dorfe Nagujewitsch in Galizien geboren. Sein Vater, obwohl ein einfacher Bauer, war ein arbeitsamer und aufgeweckter Mann. Oft versammelten sich in der Schmiede die Dorfleute, um mit dem klugen Jakob, so hieß Frankos Vater, zu plaudern. Hier im Kreise der Erwachsenen liebte auch der kleine Iwan die Zeit zu verbringen. Hier hörte er so vieles aus dem Leben der galizischen Bauern, von ihrem schweren Los. Alles, was er hier hörte und sah, ließ einen tiefen Eindruck in dem Knaben zurück. In der Erzählung „Ein guter Verdienst“ werden die Eindrücke der frühen Kindheit widergespiegelt. Schon hier, in der Schmiede, erwachte in Franko der Wunsch, den Geknechteten und Unterdrückten ein besseres Los zu schaffen.

Als der Vater die guten Fähigkeiten seines Sohnes wahrnahm, schickte er ihn zuerst in die Dorfschule, dann in eine höhere Schule am Kloster in Drohobitschi. Hier in der Stadt lernte er nun auch das mühselige schwere Arbeitsleben der Armen in der Stadt kennen. 1868 trat er ins Gymnasium ein.

Franko konnte aber an der damaligen Wissenschaft keine Freude finden. Es war die Scholastik, die den sonst aufgeweckten und empfänglichen Knaben kalt und gleichgültig bleiben ließ. Die Barbarei und die Grobheit der Lehrer, die es an Schmähungen aller Art nicht fehlen ließen, säte in die Seele des kleinen Franko Haß und Abscheu gegen die Schmäh-

ung des Menschen durch den Menschen. Sein Schulleben beschreibt er in einer ganzen Reihe von Erzählungen, wie: „Der kleine Miron“, „Vater Humorist“ u. a. Der tote scholastische Unterricht befriedigt ihn nicht, er sucht sich Bücher, liest, lernt und bereichert dadurch sein Wissen. Im Gymnasium wurde er mit den Werken der ukrainischen Schriftsteller Kulisch, Wowtschok, Rudansky, Mirny, Schewtschenko u. a., und mit den europäischen Klassikern Shakespeare, Goethe, Heine, Hugo u. a. bekannt. Am meisten vertiefte er sich in das Werk von Schewtschenko „Kobsarj“, das er sogar auswendig kannte.

Nach Beendigung des Gymnasiums zieht er nicht auf das Land zu den Seinigen, um in der Wirtschaft zu helfen, sondern er macht eine Reise durch Galizien, um das Leben des Arbeitsvolkes näher kennen zu lernen.

Im Jahre 1875 trat Franko in die philosophische Fakultät an der Lemberger Universität ein. Er beteiligte sich hier an der Arbeit des „Akademischen Zirkels“ und der Redaktion des Journals „Drug“, das von diesem Zirkel herausgegeben wurde. Noch im Gymnasium hatte er begonnen, in Prosa und Poesie zu schreiben. Seine ersten Gedichte erschienen im „Drug“ unter dem Pseudonym „Dshedshalik“ noch im Jahre 1874. Von dieser Zeit beginnt auch seine eigentliche literarische Tätigkeit.

Das Studentenleben war für Franko ein schweres Leben, die Zeit des „starken Umschwunges“, wie er sie selbst nannte. Hier wird er mit Dragomanow bekannt, der einen großen Einfluß auf Franko, wie überhaupt auf die kulturelle und politische Entwicklung Galiziens ausübte. Es bildet sich eine Gruppe junger Studenten mit Franko und noch einigen an der Spitze, die die Idee Dragomanows, den Kampf mit der konservativen-klerikalen Reaktion verteidigte.

Die ersten dichterischen Schöpfungen Frankos waren phantastisch, dem realen Leben fremd. Der Einfluß Dragomanows aber bewirkte einen Umschwung in dem Empfindungs- und Gedankenleben Frankos, und nachdem er den inneren Kampf überwunden, erscheinen seine Erzählungen aus dem Leben der Arbeiter, die nichts Phantastisches mehr an sich haben, sondern durchaus realistisch sind. Später arbeitete Franko (1890) unter der Leitung Dragomanows an dem Organ der ukrainischen radikalen Volkspartei. Somit bildeten sich die gesellschaftlich-politischen Anschauungen des jungen Franko ganz unter dem Einfluß Dragomanows. Das sozialistische Ideal des letzteren war eine Föderation freier Verbände aus freien Menschen. Diese Verbände dachte sich Dragomanow als freiwillig zusammengetretene Gemeinschaften für gemeinsame Arbeit, ohne jegliche Vorgesetzten. Franko, ein eifriger Propagandist der Ideen Dragomanows in den 80-ger Jahren, schlägt später eine ganz andere Richtung ein, grenzt sich am Ende seines Lebens sogar entschieden vom revolutionären Sozialismus ab. Im Juli 1877 wurde Franko mit der Redaktion des Blattes „Drug“ verhaftet. Man beschuldigte ihn der Angehörigkeit zu einer geheimen sozialistischen Gesellschaft (die in Wirklichkeit aber nicht existierte) und verurteilte ihn zu 9 Monaten schwerer Gefängnishaft. Wieder war Franko unerhörten Schmähungen und Entbehrungen ausgesetzt.

Nicht besser wurde seine Lage, als er aus dem Gefängnis befreit war. Freunde und Bekannte wichen dem „gefährlichen Sozialisten“ aus, er stand unter dem Boykott seiner früheren Gesellschaft.

Mit einer kleinen Gruppe jugendlicher Freunde macht sich Franko wieder an die Arbeit. Er arbeitet mit an der Herausgabe eines Journals, einer kleinen Bibliothek, er mach-

Übersetzungen europäischer Klassiker, schreibt Gedichte und Erzählungen. 1880, entkräftet durch angestrenzte Arbeit und dürftiges Leben, zieht Franko zu seinem Freund ins Dorf. Hier holt ihn wieder die Polizei; 3 Monate lang schmachtet er im Gefängnis und wird dann per Etappe nach seinem Geburtsort Nagujewitsch geschickt. Kälte, Hunger und Krankheit quälten ihn, doch ungeachtet aller Übel gönnt er seinen Händen keinen Augenblick Ruhe. In Lemberg nimmt er regen Anteil an der Arbeit in Arbeiterzirkeln. Er schreibt für die Arbeiter revolutionäre Broschüren, erteilt den Arbeitern Unterricht. In dieser Zeit schreibt er eine Reihe revolutionärer flammender Gedichte und setzt seine Erzählungen aus dem Leben der Arbeiter fort.

Auch für die Bauern arbeitete Franko viel. Selbst ein Bauernsohn, fühlte er sich sein ganzes Leben lang verpflichtet, seine ganze Kraft der Arbeit für die Bauern hinzugeben. Er schrieb nicht nur für die Bauern, sondern begab sich auch selbst in die Dörfer und sprach mit den Bauern über seine Werke.

1889 wird er zum dritten Mal auf 2½ Monate verhaftet. Im Gefängnis schrieb er die Erzählung „Zum Licht“ und eine Reihe von „Gefängnis-Sonetten“. 1890 gründen Franko und Pawlik die radikale sozialistische Partei und geben das Journal „Narod“ heraus. Im Jahre 1889 trat Franko der nationalen demokratischen Partei bei, verließ dieselbe aber bald wieder und blieb von da an parteilos.

Erst mit 40 Jahren beendet Franko sein Studium an der Wiener Universität und bereitet sich nun zur Professur vor. Er schreibt eine große wissenschaftliche Arbeit und verteidigt die Doktordissertation. Er war Forscher und Schriftsteller zugleich. Durch seine wissenschaftlichen Arbeiten hat

Franko nicht nur zum Ausbau seiner Muttersprache, sondern auch zur Bereicherung der Weltwissenschaft beigetragen. Zum Professor wurde er aber seiner revolutionären Tätigkeit und der dreimaligen Gefängnishaft wegen nicht ernannt. Das Verdienst Frankos vor der Wissenschaft war so groß, daß man ihn zum Mitglied der Petersburger und Prager Akademien der Wissenschaften wählte und die Charower Universität ihm das Ehrendoktorat verlieh.

Viele Male in seinem Leben änderte Franko seine Tätigkeit und auch seine Ideologie. Man kann im Zusammenhang damit seine literarische Tätigkeit in drei Perioden einteilen: die erste Periode—die Schulzeit im Gymnasium (1868) bis zur Bekanntschaft mit Dragomanow (1878); in dieser Zeit schreibt er unter dem Pseudonym „Dshedshalik“. Es erscheinen eine ganze Sammlung Gedichtproben, Balladen und Erzählungen, die im Jahre 1876 unter dem Titel „Die Briefe Iwan Frankos“ aus dem Druck gelangten. Im Jahre 1914 wurde diese Sammlung von Neuem, aber schon unter dem Titel „Aus meinen Jugendjahren“ herausgegeben. Diese Dichtungen sind wenig hervorragend und originell,—meistens sind es Umarbeitungen anderer Dichter. Aus diesen ersten Schriften ist die Hand des großen Meisters noch nicht zu fühlen; sie sind die Probefeder des jungen Schriftstellers. Eine Ausnahme macht ein Gedicht dieser Sammlung: „Den Kameraden aus dem Gefängnis.“

Die zweite Periode—ist die Periode des Einflusses Dragomanows und der entfalteten revolutionären gesellschaftlichen Tätigkeit. In dieser Zeit schreibt er unter dem Pseudonym Miron (1878—1896). Hierhin gehört der Übergang seiner Dichtung zum Realismus und Naturalismus. Alle seine Werke sind durchdrungen von aufrichtigen Sympathien für das geknechtete arbeitende Volk. Er tritt mit entschiedenem

Protest gegen die Sklaverei, gegen nationale und soziale Knechtung auf. Viele seiner Erzählungen schildern das sorgenlose Wohlleben der Reichen und daneben das schwere Bettellos der Bauern.

In der dritten Periode tritt Franko von seinen revolutionären Positionen zurück, meidet jegliche gesellschaftlich-politische Arbeit und widmet sich hauptsächlich wissenschaftlichen Studien. Die Werke dieser Periode sind von tiefer Skepsis, sogar Hoffnungslosigkeit durchdrungen. Er schreibt Dramen, lyrische Dichtungen, Erzählungen. Künstlerisch sind es Werke eines reifen Mannes.

Im Jahre 1913 wurde das 40-jährige Jubiläum seiner literarischen und wissenschaftlichen Tätigkeit gefeiert. Nicht nur in der Ukraine, sondern weit über die Grenzen derselben hinaus erscholl sein Name und wurden die Verdienste Frankos anerkannt.

Seine letzten Jahre verbrachte Franko in qualvollem Leiden. Müde, matt und gebrechlich schleppte er seine letzten Tage dahin. Er starb in Lemberg am 15/28. Mai 1917.

Obwohl seine Werke nicht immer durch vollendete Kunst glänzten, so waren sie dennoch „Feuer in Worte gekleidet“. Sein Leben lang rief er die Werktätigen zum Sieg über das Kapital, zu Licht und Freiheit, zu den höchsten Menschenidealen.

VATER HUMORIST

I.

Der Basilianer Mönch Sofron Telesnizky besaß in Drogobytch, besonders unter den Mönchen des Basilianerordens, den Ruhm eines Humoristen. Das war eine ehrliche, aufrichtige Seele, die in jede Gesellschaft ein Wehen von Leichtigkeit, Ungezwungenheit, eine Art Einigkeit und Heiterkeit brachte. Wenn er etwas erzählte, so suchte er nicht wie andere witzig zu sein, und dennoch erweckte er bei allen guten Humor, Heiterkeit und Lachen auch dort, wo das Erzählte an und für sich nicht lächerlich war. In dem unansehnlichen, mageren, mehr zur Melancholie als zur Lustigkeit geneigten Manne war eben eine goldene Seele.

Dieser Ruhm war Vater Telesnizky wahrscheinlich noch vor seiner Ankunft in Drogobitsch vorausgeeilt, er vermochte ihn auch fernerhin aufrecht zu erhalten. Als wir Schüler die zweite Klasse beendet hatten und zu den Ferien nach Hause fahren sollten, sagte uns unser geliebter Lehrer und Beichtvater, der Katechist Vater Krasnitzky:

„Nun, für das nächste Jahr werdet ihr Vater Telesnizky als Lehrer bekommen. Eine goldene Seele! Ihr werdet es gut bei ihm haben. Ich fürchte nur eines, daß ihr Taugenichtse seine Gutherzigkeit mißbrauchen und nicht lernen werdet.“

„Nein, nein, das tun wir nicht, riefen wir freudig und fuhren mit der glücklichsten Hoffnung nach Hause.“

Im nächsten Schuljahr war die dritte Klasse der Normal-
schule sehr zahlreich. Nach dem inauguralen¹⁾ Gottesdienst

¹⁾ Inaugural — feierlich eröffnet.

führte man uns in ein großes Zimmer, der Zensor¹⁾ Sajatz wies uns dem Wuchse nach unsere Plätze an, die kleinen vorne, die größeren nach hinten; eine Bank, die hinter dem eisernen Ofen, seitwärts von allen anderen besonders stand, blieb leer. Wir fragten den Zensor auch nicht einmal, warum das so sei. Wir waren nicht umsonst in der dritten Klasse und wußten, daß das die noch von den Jesuiten eingeführte „Eselsbank“ war, sozusagen die Strafkolonie der Klasse. Wer wird sie wohl einnehmen? Doch ich zweifle, daß jemand von uns in jenem Augenblick daran dachte. In der Klasse ging es laut und lustig her; die Ferienluft stak uns noch in den Gliedern und außerdem beflügelte die Hoffnung, einen guten Klassenlehrer zu bekommen, unsere Kinderherzen. Wir plauderten, lachten, einige gingen in der Mitte der Klasse auf und ab und sogar der Zensor Sajatz vergaß seine übliche Würde, desto mehr, da er eigentlich noch nicht offiziell zum Zensor ernannt war, denn das hing noch von dem neuen Lehrer ab.

Jetzt ertönte der wimmernde Ton der Schulglocke, die den Anfang der Stunde verkündet; über den Korridor liefen mit eiligen Schritten einige verspätete Schüler, man hörte irgend welche Schreie, Türen wurden zugeworfen und in der Klasse wurde es still. Man hörte den Lärm des regen Handels vom nahegelegenen Marktplatz herübertönen, die schrillen Schreie der Juden: „Frische Käspasteten“, das Quicken der Ferkel und das Kreischen der ungeschmierten, hölzernen boikischen Wagen, die dadurch berühmt waren, daß an ihnen kein einziger eiserner Nagel war. Die Kinder in der Klasse wagten weder laut zu sprechen, noch von einer Bank zur anderen zu laufen; da und dort hörte man noch heiteres Flüstern, unterdrücktes Lachen, das Geräusch umgeblätterter

¹⁾ Zensor—der älteste Schüler, Klassenaufseher.

Bücher; nur der Zensor Sajatz geht mit gemessenen Schritten auf und ab und gibt Acht, ob auch alle den von ihm angewiesenen Platz eingenommen haben.

„Bücher unter den Tisch! Hände auf den Tisch!“ kommandierte er. „Pst! Stille! Man kommt schon!“

Aus dem Korridor ertönten laute, gemessene Schritte, und das nicht von einem, sondern von zwei Paar Füßen. Näher, näher zu unserer Klassentüre... jetzt öffnet sich die Tür. Zuerst tritt die große Gestalt des Rektors, Vaters Barukewitsch mit dem runden, dicken, aber würdig ernsten Gesicht ein, hinter ihm eine hohe, magere, spindeldürre Figur mit einem nach vorne zugespitzten Pferdegesicht, schwarzen, bürstenähnlich starrenden Haaren, niederer Stirn, breitem Mund und schlecht rasiertem Kinn, auf dem man schwarze harte Haarstoppeln bemerken konnte. Die Figur stak in einer schwarzen Kutte, die von einem schwarzen Gürtel zusammengehalten wurde, doch es schien, als ob die Kutte nicht nach seinem Maße genäht wäre — schien viel zu weit für ihn zu sein, so daß sein magerer Körper darin schlotterte wie ein reifes Erbsenkorn in der aufgequollenen, noch grünen Schote. Das Gesicht machte den mitleiderregenden Eindruck eines hungrigen oder kranken Menschen. Von der Quelle der Fröhlichkeit, jener, welche aus guten, menschenliebenden Herzen kommt und in jedem Blick, in jeder Bewegung, in jedem Wort unseres Katechisten, Vaters Krasnitzky zum Ausdruck kam, war in dem Gesicht unseres neuen Lehrers keine Spur zu bemerken.

„Nun, Jungen!“ sagte der Rektor, nachdem er uns befohlen hatte uns zu setzen. Er sprach selbstverständlich polnisch, denn das war damals, nota bene, noch zur Zeit der sogenannten Germanisierung (das wovon hier erzählt wird, geschah im Jahre 1864), die, ich weiß nicht ob von oben

angeordnet, oder aus eigener Gewohnheit, bei den Vätern Basilianern die gewöhnliche Sprache in der Schule war. „Dies ist euer neuer Lehrer und Klassenleiter, Vater Telesnizky. Wird euch die polnische, ukrainische, deutsche Sprache, Rechnen und Singen lehren. Folgt ihm, seid aufmerksam und höflich, damit er sich nicht bei mir über euch beklagen muß. Ich weiß, ihr seid anständige Jungen und werdet ihm keine Unannehmlichkeiten bereiten. Nun „otschel“ — mit diesem Wort, das einigermaßen das deutsche Wort „also“ ersetzen sollte, und das Vater Borusewitsch immer gebrauchte, abgesehen davon, ob er polnisch oder ukrainisch sprach, gab er dem neuen Lehrer die Hand, begleitete ihn bis an die Stufen des Podiums, — einer erhöhten Plattform aus Brettern, auf der an der einen Seite, näher zur Tür, des Lehrers Katheder, auf der anderen, näher zum Fenster, die schwarze Tafel stand, — und unseren Gruß, welcher sich im Aufstehen von den Plätzen bekundete, mit einem Neigen des Kopfes beantwortend, verließ er die Klasse.

II.

„Nun!“

Das war das erste Wort, das wir aus dem Munde Vater Telesnizky hörten. Wir schauten ihn an. Da stand er auf dem Katheder, hoch, dünn, wie ein Wegweiser: die Schöße seines Rockes waren zerteilt, so daß man die schwarzen, schmutzigen Hosen, die in hohe Schaftstiefel geschoben waren, sehen konnte. Und obwohl seine Stimme abstoßend, näselnd, und obwohl in seinem Gesicht keine Spur von Lustigkeit zu sehen war, so lachten wir doch alle wie ein Mann ein freudiges Kinderlachen, da wir doch von seinen humoristischen Eigenschaften wußten.

Das Gesicht Vater Telisnizkys wurde rot. Er schaute an sich hinab, warf die Falten seiner Kutte übereinander, dann schaute er scharf auf die Klasse und fragte:

„Was ist los? Warum lacht ihr?“

Wir verstummten.

„Wer erlaubt euch zu lachen? Habe ich euch zu lachen erlaubt?“ fragte er, indem er den Blick über die Klasse schweifen ließ.

Wir schwiegen, aber fühlten keine Angst. Nach den fröhlichen Stunden des Vater Katechisten, die voller Scherze und Lachen waren, konnten wir nicht glauben, daß der neue Lehrer unser Lachen als Übeltat auffassen könnte.

„Ich bin hier Herr der Klasse“ sprach er mit Nachdruck, der einigen von uns sehr humorvoll erscheinen mußte. „Merkt euch dies. In meinen Stunden habt ihr nur dann zu lachen, wenn ich es euch erlaube, und dann zu weinen, wenn ich es euch sage. Verstanden?“

Manche in der Klasse lächelten.

„Halt! Du dort! Wie heißt du?“ rief Vater Telesnizky einem der Lachenden zu.

Der Schüler nannte seinen Namen.

„Warum lachst du?“

„Ich lache nicht.“

„Wieso nicht? Ich sah es doch.“

„Das tat ich ungewollt.“

„Ungewollt! Nun, setze dich! Und das andere Mal halte deinen „Willen“ im Zaume, denn ich kann dich gegen deinen Willen auch weinen lassen.“

Es begann der gewöhnliche Gang der ersten Stunde: die Aufstellung des Stundenplanes, Bekanntmachung des Lehrers mit den Schülern, Anweisen der Plätze,

Vater Telesnizky nahm, was diesen letzten Punkt anbe-
trifft, die Anordnungen des Klassenältesten an und bestä-
tigte ihn auch für weiterhin auf seinem Posten.

„Nun, jetzt nehmt die Bücher! Zuerst das Deutsche.“

Wir holten die Bücher hervor. Der Lehrer rief die Schü-
ler der Reihe nach auf und ließ sie aus dem Buche zwei,
drei Sätze lesen. Er selbst ging mit langen Schritten, mit
den Händen fuchtelnd, mit dem Kopfe nickend, in der
Klasse umher; wenn jemand einen Fehler beim Lesen machte,
griff er den Fehler spöttisch auf, wiederholte ihn auf ver-
schiedene Art und Weise, um ihn gänzlich zur Karrikatur
zu machen.

„Ahal Der Gessell! Der Gessell¹⁾!“ schrie er.

„Vielleicht ist dort der Gisell, der Gösell, der Gasell, ha?
Einuu, schau mal nach!“

„Nein, sonst nichts, nur der Gesell.“

„Nur der Gesell! Ha, ha, ha! Das ist ein Wunder. Viel-
leicht steht dort der Gesell?“

Der Junge, der bisher nicht verstehen konnte, warum
ihn der Lehrer bei diesem Wort aufhält und was er über-
haupt von ihm wolle (er hatte scheinbar keinen Begriff da-
von, wie das deutsche Wort „Gesell“ betont wird, und be-
tonte es auf polnische Art), schaute jetzt den Lehrer ängst-
lich an und sagte kleinlaut:

„Ich... ich weiß nicht. Vielleicht auch der Gesell.“

„Ah, siehst du? Endlich kommst du darauf! Nun, also:
der Gesell. Lies weiter.“

Wenn wir älter gewesen wären und uns in der Psycho-
logie zurechtgefunden hätten, so würden wir schnell ver-
standen haben, daß das Haupt- und vielleicht sogar das

1) Gemeint ist „Gesell“.

einziges Element in Vater Telesnizkys Humor die Ironie war, ein giftiger Strom aus der galligen Quelle einer unzufriedenen, von irgend etwas beleidigten oder verkrüppelten Seele. Wir konnten das damals selbstverständlich nicht verstehen, fühlten aber schnell mit unseren Kinderherzen, daß der Humor des Vaters Telesnizkys nicht für uns war, daß in ihm etwas Böses und Neidisches versteckt liegt, etwas, wie jener Dämon, der sich in der Nacht dem Fußgänger unter die Füße wirft und ihn zu Fall bringt, oder in die Räder des fahrenden Wagens Knüppel steckt, damit entweder der Wagen umfällt oder das Rad zerbricht. Dieser boshafte, beißende Humor, der nur dann zum freudigen Ausdruck kam, wenn jemand von uns eine Dummheit sagte, erhob unsere Kinderseelen nicht, im Gegenteil, bedrückte, hemmte, tötete sie. Aber das war nur der Anfang, ein verhältnismäßig sehr unschuldiger Anfang. Weiter kam etwas ganz anderes.

III.

Die ersten Tage des Schulunterrichtes gingen noch so leidlich.

Vater Telesnizky schrie, zürnte manchmal, sprach mit Spott und Hohn dort, wo Erklärungen und gutmütige Geduld nötig gewesen wären, aber die Lektionen verliefen ruhig. Wir waren an die wenig geistreichen Lehrer, an die Basilianer Neulinge und „Herren Väter“ gewöhnt, die anstelle der Erklärungen oft Schläge und anstelle gutmütiger Geduld — Ruten anwendeten, und Vater Telesnizky konnte uns nicht schlechter, sondern bis jetzt sogar besser als andere erscheinen.

Es ist wahr, den Ruhm eines Humoristen und spaßigen Lehrers hatte er bis jetzt nicht gerechtfertigt. Im Gegenteil, er wurde von Tag zu Tag finsterer und mürrischer. Es

schien, als ob er krank sei, als ob ihm etwas fehle; sein Gesicht erschien manchmal ganz gelb. In den Augenblicken der Wut biß er oft seine dünnen, blutleeren Lippen zusammen und schaute sich um, als ob er irgend etwas oder irgend jemanden suche, an dem er seine Wut auslassen könnte.

Und noch eins. Obwohl dies die dritte Klasse der Normalschule — heute würde man sagen „Volksschule höheren städtischen Typs“ — war, und wir in der Grammatik kaum bis zur Deklination und Konjugation gekommen waren, konnten sich doch diejenigen, die ein schnelleres Auge hatten und während der Stunde nicht schliefen des öfteren davon überzeugen, daß Vater Telesnizky sogar für diese niedere Stufe über sehr wenig Wissen und Können verfügte. Die arithmetischen Aufgaben, die in unserem „Rechnungsbuch“. Waren, bereiteten ihm Kopfzerbrechen, sogar was Wortbiegungen, besonders die deutschen Fälle, und die Unterscheidung der Redeteile anbetrifft, so konnte er nicht immer zurecht kommen.

Einer dieser seiner Fehler brachte mich zum ersten Mal mit Vater Telesnizky in Konflikt. Der Schüler, der neben mir saß, wurde während der deutschen Stunde aufgerufen. Er sollte den Satz „Im Sommer herrscht große Hitze“ übersetzen. Er übersetzte ins Polnische: *W lecie panuje wielkie goraco*. Weiter kam der Satz: „In der Hitze spazieren ist schädlich.“ Der Schüler strauchelte.

„W go... w gora...“

„Nun, wie? Wie heißt denn: „In der Hitze?“

„W gorącem.“

„Wie, wie?“

„W gorącu.“

„Ha, ha, ha. Wie, wie?“

„W go... go... gorącoci“, brachte der verwirrte Junge hervor.

„Ha, ha, ha!“ lachte Vater Telesnizky, „wie deklinierst du? Nun, dekliniere der Reihenfolge nach!“

„Gorąco, gorąca, gorącemu..“

Wieder eine Lachsalve von Seiten des Lehrers.

„Nach welcher Regel deklinierst du gorąco?“

Der Junge wußte nicht, was er antworten sollte. Vater Telesnizky stellte sich vor ihn hin.

„Nun, nun! Nach welcher Regel? So wie tato¹⁾)?“

„Nein“. Nun, vielleicht so, wie „mama?“

„Nein.“

„So, wie, osioł²⁾)?“

Der Junge verzog das Gesicht. Er schwieg, aber wischte sich mit der Hand die Tränen ab.

„Nun, kann ich es nicht von dir hören? Esel, gorąco dekliniert man ebenso wie zimno³⁾). Also der siebente Fall von zimno wird wie sein?“

„W zinnie“.

„Und von gorąco?“

W go... gorą...“

Das richtige Sprachgefühl des Jungen protestierte gegen diese Parallele. Er schaute sich verzweifelt um und sagte endlich entschieden:

„W gorącze⁴⁾).“

Hier verlor Vater Telesnizky die Geduld. Er faßte den Jungen am Ohr und drehte es so, daß jener ein hohes „ai“ ausstieß und schrie.

1) Vater.

2) Esel.

3) Kalt.

4) In der Hitze.

„Aber „w gorąci“, Dummkopf! W gorąci! W gorąci!
Merke dir das!“

Irgend ein böser oder guter Dämon verführte mich, die Hand zu heben.

„Nun, und was willst du?“ fragte Vater Telesnizky.“

„Verzeihen sie, Vater—Professor, gorąco wird nicht verändert“, platzte ich heraus.

„Wieso wird es nicht verändert?“

„Gorąco ist kein Hauptwort, auch kein Eigenschaftswort, sondern nur ein Verhältniswort, und die Verhältniswörter werden nicht verändert.“

„So?“ meinte Vater Telesnizky. „Und „zimno“ wird verändert, oder nicht?“

„Ja“.

Ich stand da wie ein Kalb, das beim Anlauf gegen eine Wand gestoßen ist.

„Siehst du. Und wie übersetzest du „die Hitze?“

„Upal“.

„Ha, ha, ha!“ lachte Vater Telesnizky.

„Upaw, upaw, upaw! Und das Wort auf lächerliche Art ukrainisch wiederholend, lief oder hüpfte er mehr durch die Klasse. Ha, ha, ha! Upaw! Gut, du mußt von heute ab der Upaw sein, merke es dir! Und damit du es nicht vergißt, setze dich mal hierher! Nun, mache daß du von diesem Platze fortkommst! Siedle auf jene Bank neben dem Ofen über!“

Und er zeigte auf die Eselsbank. Selbst lief er zur Tafel, faßte die Kreide und schrieb auf der Seitenwand der Bank in ihrer Mitte mit großen Buchstaben. U P A W.

„Hier hast du zu sitzen, wo dein neuer Name steht! Nun, marsch!“

Ich wußte nicht, ob ich weinen, mich schämen oder abtun sollte. Ich verstand, die Wahrheit zu sagen, die Situ-

ation nicht und ging auf meinen neuen Platz über. In der Klasse erhob sich ein leises Flüstern; manche lachten, etliche verstanden augenscheinlich nicht ganz, ob das ein Witz, ein Scherz des Vater-Professors, oder eine Strafe sein sollte, und wenn eine Strafe, dann für welches Vergehen?

IV.

Eine—zwei Wochen nach Beginn des Kursus zeigte Vater Telesnizky sein Talent vollständig. Das war ein eigenartiges, ungewöhnliches Talent. Zu seiner völligen Blüte trug eine scheinbar einfache und unscheinbare Sache bei. Eines Tages, während der Stunde, erschien plötzlich in den Händen Vater Telesnizkys ein kleines Stöckchen. Ein dünnes, ungefähr einen halben Meter langes Stöckchen aus gewöhnlichem spanischem Rohr. Wir sahen nicht, daß er es in den Händen gehabt hätte, als er in die Klasse trat. Erst während der Stunde—ich glaube, es war die Stunde der deutschen Grammatik, wer weiß woher und wie, war das Stöckchen da. Wahrscheinlich hatte er es bis dahin im Stiefelschaft versteckt. Ich kann nicht sagen, daß wir seinem Erscheinen besondere Aufmerksamkeit geschenkt hätten. Wir schrieben alle etwas nach dem Diktat des Vater-Professors, und als er diktierend mit seinen gewöhnlichen, großen Schritten durch die Klasse schritt, hörten wir ein leichtes Sausen. Erst dann schauten sich die Kühneren um und erblickten in seiner Hand den Stock.

Selbstverständlich war der Anblick dieses pädagogischen Werkzeuges für uns nichts Neues. Wir staunten nicht, hielten nicht im Schreiben inne; im Gegenteil, man könnte sagen, daß dieser Anblick in uns eine größere Lust zum Schreiben weckte, mehr Liebe für die Weisheit, die uns von Vater Telesnizky diktirt wurde. Jedoch in der Stimmung, im Äuße-

ren, in der Stimme, im ganzen Wesen Vater Telesnizkys bemerkten wir eine ausdrückliche Veränderung. Er war lebhaft und munter; seine Augen hatten Glanz bekommen, seine Bewegungen Elastizität, Ungebundenheit. Von Zeit zu Zeit lächelte er süß, scheinbar mit einem Gedanken beschäftigt, vielleicht irgend welchen Erinnerungen, die vom Pfeifen des Stockes in seiner Seele hervorgerufen wurden, nachhängend. Als er das Diktat beendet hatte, trat er zu einem Schüler auf einer der hintersten Bänke, schaute in sein Heft und schlug ihm ohne ein Wort zu sagen über die geneigten Schultern.

„Oi, oi, oi!“ schrie der Junge auf, vielleicht weniger vor Schmerz als vor Schreck.

„Ha, ha, ha!“ lachte Vater Telesnizky über seinem Kopfe „Wie hast du „vergeben“ geschrieben?“

„F—e—r—g—e—“, buchstabierte der Schüler.

„Ei, das „Vau“, das „Vau“, das „Vau“, lehrte Vater Telesnizky, jedes Wort mit einem neuen Hieb über die Schultern bekräftigend.

„Ich weiß schon! Ich weiß!“ schrie der Junge.

„Jetzt weißt du es, aber dies ist für morgen, übermorgen und von jetzt bis in Ewigkeit, Amen!“ scherzte Vater Telesnizky ukrainisch, hieb dabei auf den armen Jungen ein und lachte wie ein Wahnsinniger.

„Verzeihen Sie, Vater-Professor!“ flehte der Schüler, sich auf dem Platze windend, gab dann Fersengeld und kroch unter die Bank.

„Ich komme nicht hervor, denn Vater-Professor schlägt mich tot!“ rief der erschrockene Junge unter der Bank.

„Fürchte dich nicht, ich werde nicht mehr schlagen.“

Der Schüler kam hervor, doch in demselben Moment stürzte sich Vater Telesnizky auf ihn, faßte ihn an den

Haaren und begann ihn mit dem Kopfe gegen die Bank zu stoßen.

„Dast ist für das, weil du dich verstecktest! Da hast du! Da hast du! Oh, drei Beulen auf der Stirn! Hast, sie bis morgen zu tragen. Ha, ha, ha! Unterstehe dich nicht, sie abzuwaschen oder abzuwischen, damit ich sie noch morgen sehe!“

Wir Kinder erstarrten, als wir das Pfeifen des Stockes und das Klatschen der Schläge hörten. Wir glaubten, das Schlagen werde den Lehrer vollends zum Tiere machen, es werde ihn noch mehr erzürnen, ihn wütend machen. Aber wie gefehlt! Als er diese widerwärtige Verhöhnung an dem Jungen beendet hatte, war unser Lehrer fröhlich, lächelte, scherzte, hüpfte in der Klasse auf und ab.

„Also, damit ihr wißt“, sagte er in doktoralem Ton, als ob er die Moral aus dem eben geschehenen ziehe, „daß vergeben, verjagen, verzeihen, verleihen und andere ähnliche Wörter im Anlaut ein „v“ und kein „f“ haben. Wer kennt noch solche Wörter?“

„Verdrehen! Verderben! Vermindern!“ tönnten Stimmen von verschiedenen Bänken.

„Fertig“, sagte mein Nachbar von der Eselsbank.

„Ha? Was?“ fuhr Vater Telesnizky auf. „Wer sagte fertig?“

„Kasakewitsch.“

„Kasakewitsch? Du? Wie schreibt man fertig?“

„Im Anlaut f.“

„Warum riefst du denn?“

„Ich wußte nicht, ob es zu denen gehört oder nicht,“

„So? Du wirst mich noch verspotten?“

Und Vater Telesnizkys Stock begann wieder seine pädagogische Tätigkeit.

Von jetzt ab war Vater Telesnizky schon nicht mehr traurig, welkte nicht und langweilte sich auch nicht mehr während der Schulstunden. Er hatte eine prächtige Unterhaltung, welche ihm augenscheinlich Humor, Appetit und Gesundheit verlieh. Er trat in die Klasse, wie ein Tierbändiger in den Käfig und ging zwischen uns umher als unbegrenzter Beherrscher unserer Körper und Seelen. Sein Stock aber wurde um das Zehnfache fühlbarer. Nicht jener erste, der kleine, gelbe, den uns Vater Telesnizky in seiner neuen Rolle zeigte. Jener erste hielt die angestrengte Arbeit nicht länger als zwei Tage aus. Nach ihm erschien ein anderer, von strohgelber Farbe, recht knorrig und bedeutend gröber. Dieser war unserem Peiniger lieber, denn seine Äste verursachten mehr Schmerzen, nach seinen Schlägen erhob sich ein größeres Geschrei, Geheul und Lamentieren,—und Vater Telesnizky lief hüpfend, lachend und die Hände reibend in der Klasse umher und scherzte. Er liebte es besonders, über die Namen seiner, ich weiß nicht, Schüler oder Opfer, Witze zu reißen.

„Kosakewitsch! Du stammst von Kosaken. Dulde, Kosak, wirst Ataman¹⁾ werden“.

Und der Stock arbeitete, ob nun ein Grund dazu vorhanden war oder nicht. Da Kasakewitsch ein kleiner, schwacher Junge war und eine hohe, kreischende Stimme hatte, so gab es für Vater Telesnizky viel zu lachen und zu scherzen, wenn der Junge jammerte.

„O, du stammst wohl nicht von Kosaken, sondern von einer Kosa²⁾. Kosju-kosju, kosju, be! Kosju, kosju, Kosju be!“

Und schlägt und freut sich an dem entsetzlichen Jammern des Kindes. Läßt er diesen endlich in Ruhe, so hängt er

1) Führer bei den Kosaken.

2) Ziege.

sich schon nach ein paar Minuten an Moros für irgend einen, Fehler im Einmaleins und scherzt von neuem:

„Moros, Gott ihn pomnosch¹⁾. Und wie multiplizierst du, ha? Neun mal neun ist neunundneunzig, so? Und einmaleins, und einmaleins! Und einmaleins! Ich werde euch lehren! Ich werde euch zeigen!“

Wenn endlich seine Hand ermüdete und er das Verlangen verspürte auszuruhen, dann lächelte er süß, indem er in der Klasse auf und ab ging und sich durch den Anblick der erschrockenen, verweinten Kindergesichter ergötzte. Je mehr solcher Gesichter es in der Klasse gab, desto zufriedener fühlte sich Vater Telesnizky.

„Kommet alle her, die ihr mühselig und beladen seid!“ sprach er, als wolle er noch Salz in die brennenden Wunden seiner Opfer streuen. „Kommt her, die Guten und die Bösen! Als erster Moros, er möchte sich gut setzen, aber ne mosch²⁾. Nicht wahr Moros? Als zweiter Korpak, merkt, daß auch bei ihm etwas ne tak³⁾. Als dritter Skripuch, fühlt, daß der Hintere sapuch⁴⁾ Der vierte Matkiwsky, hat auch Fehler takiwsky⁵⁾. Der fünfte Ortinsky, erhielt für seine Weisheit ditinsky⁶⁾. Der sechste Federmesser, auch bei ihm ist es nicht besser. Als siebenter Allerhand, bekam mit starker Hand.“

Nach einigen Wochen solcher Praxis brachte er die Klasse dahin, daß die Kinder wirklich vor Angst dämlich wurden, und die Fortschritte in ihren Kenntnissen waren je weiter desto schlechter. Obwohl alle lernten und bemüht waren, den Schlägen auszuweichen, dennoch half keine Aufmerksamkeit. Die Ängstlicheren verloren, wenn sie an die Tafel

1) Vervielfältige.

2) Kann nicht. 3) Nicht so. 4) Geschwollen. 5) Solche. 6) Kindliche.

gerufen wurden, die Stimme, vergaßen das Gelernte; andere, die wohl etwas wußten, aber sich überzeugt hatten, daß sie für den kleinsten Fehler dieselbe Strafe erwartete, wie diejenigen, die nicht lernten, verloren das Vertrauen zu sich selbst, wurden gleichgültig und gingen in der Hoffnung auf die Gnade Gottes, daß der schreckliche Basilianer sie heute nicht „fängt“, in die Klasse, oder gingen überhaupt ein paar Tage nicht zur Schule, weil sie dachten, es sei besser, sich für das grundlose Ausbleiben einmal bestrafen zu lassen, dafür aber einige Tage in dem Gebüsch am Fluß, oder im Walde hinter der Brücke volle Freiheit zu genießen, als immer in Angst zu leben und Tag für Tag bestraft zu werden. In der Klasse herrschte derweilen eine unaufhörliche Unruhe und Aufregung, ertönten Schreie, Weinen, Heulen und über dem allen herrschte das wilde, fast idiotische Lachen Vater Telesnizkys.

V.

Wir lebten die ganze Zeit wie in einem Nebel. Die Jugendstreiche waren verschwunden, die Kinder gingen umher wie vor den Kopf geschlagen, ernst und finster. Kameradschaftliche Unterhaltungen waren damals überhaupt noch verboten und wurden sogar manchmal bestraft. Wenn aber die Schüler der dritten Klasse überhaupt noch zu spielen fähig waren, dann höchstens zu solchen, die mit Schlägereien anfangen und endeten. Sie schlugen sich untereinander, schlugen sich auf der Straße mit den Juden, mit den Terminatoren¹⁾, mit den Straßenjungen. Ich weiß nicht, ob die anderen Knaben sich bei ihren Vätern und Vormündern über die alltäglichen Schlägereien in der Schule beklagten. Scheinbar war es so, denn es verbreitete sich das Gerücht,

¹⁾ Terminator—Handwerkslehrling.

daß sich etliche der reichen jüdischen Kaufleute, als sie sahen, daß ihre Kinder Tag für Tag blaue Flecken auf Rücken und Sitzfleisch heimbrachten, bei dem Rektor beklagten, und als das nichts half, ihre Kinder aus der Schule nahmen. Einige drohten mit dem Gericht, aber auf das Gewinnen des Prozesses war wenig Hoffnung; das Schlagen galt damals in Drohobitschi als unumgänglicher Faktor der Pädagogik, besonders der elementaren. Was mich anbetrifft, so weiß ich, daß ich mich bei niemanden beklagte, daß ich niemand davon erzählte was in der Klasse vorging. Aber die Erinnerung an jene widerwärtigen Szenen, die sich Tag für Tag ein ganzes Jahr lang wiederholten, fraßen sich tief, sehr tief in meine Seele ein. Ich erinnere mich, daß ich, wenn ich einen Augenblick freie Zeit hatte, einen Stock nahm, mich irgend wo im hohen Grase versteckte und mit dem Stock alle Blättchen, alle Ranken, Ästchen, Blumen,—alles was ich nur erreichen und zerstören konnte, abhieb, und hieb so lange, bis um mich her nichts als Zerstörung war. Viele Male schalten mich die Wirte und Wirtinnen dafür, denn ich achtete in meiner vandalen Wut nicht darauf ob ich Unkraut—Melden, Brennesseln, Wermut, Sauerampfer oder Kulturpflanzen—Rotrüben, Bohnen, Kartoffeln und anderes Gemüse zerstörte. Oft sprang ich in der Nacht auf, schrie, wiederholte meine Lektionen, weinte, flehte, so daß die „Tante“ es nicht ertragen konnte und mich mit Rippenstößen weckte, halb gutmütig, halb zornig fragend:

„Junge, was hast du nur?“

Es ist wahr, ich lernte gut und Vater Telesnizky konnte mich selten bei irgend einem Fehler ertappen. Auch der Platz, auf dem ich saß, war sehr günstig: zwischen dem Katheder, wo sich Vater Telesnizky zu Beginn der Stunde mit Geierblick seine Opfer aussuchte, das heißt, gerade

diejenigen aufrief, die den erschrockensten Gesichtsausdruck hatten und bei denen sich nach seinen Worten das böse Gewissen ausdrückte—er hatte die Gewohnheit, zehn-zwölf Schüler an die Tafel zu rufen, und dann sie solange zu fragen und zu quälen, bis sie alle der Reihe nach seinen Stock verspürt hatten. Also, sage ich, zwischen dem Katheder und zwischen meiner sogenannten „Eselsbank“ stand ein runder eiserner Ofen mit einem massiven, vielleicht einen halben Meter hohen Fundament, das meine Bank vor seinen Blicken versteckte, so daß wir, die Einnehmer dieser Bank, verhältnismäßig selten Vater Telesnizky in die Augen fielen, gewöhnlich erst dann, wenn er nach den ersten Exekutionen in fröhliche Stimmung geriet, aufstand und mit den Händen fuchtelnd, scherzend und hüpfend durch die Klasse lief. Um diese Zeit war er „gut“, liebte, wenn die Schüler in sein idiotisches Lachen einstimmten und nur ausnahmsweise „hängte“ er sich an solche, die nicht an sein Podium gerufen waren. Also kam ich sehr selten unter die Hände Vater Telesnizkys, und dennoch sind die Eindrücke jenes Jahres immer noch nicht verwischt, sie schmerzen noch jetzt, und haben meinen Charakter—ich fühle das—verdorben, sie vernichteten meine Eigenart, sie verursachten mir nicht wenig Seelenqual das ganze Leben lang. Natürlich stand es um die anderen Schüler nicht besser. Nein, um viele stand es viel-viel schlechter. Ich nenne nur einen. Mein unmittelbarer Nachbar auf der Eselsbank war ein Woljansky—ein stiller ruhiger Knabe mit einem dermaßen in die Länge gezogenen und von den Seiten zusammengedrückten Kopfe, wie ich ihn bei niemanden später sah. Der Knabe war nicht für die Schulwissenschaft geschaffen, noch weniger für eine solche, wie sie die Basilianer in Drohobitsch auftrugen. Ich weiß nicht, wie er bis zur dritten

Klasse kam; aber das weiß ich, daß er in der dritten Klasse wirklich ein „Esel“ war: er konnte nicht schreiben, — von Deklinieren, Satzbilden, Multiplizieren und Teilen gar nicht zu reden. Ich kann mich nicht erinnern, wann und weshalb er auf die Eselsbank kam; gewiß ging es nicht ohne Vermittelung von Vater Telesnizkys Stock ab. Aber als er ihn dahin gesetzt hatte, ließ ihn unser Henker eine Zeit lang in Ruhe. Er „verscharrte“, das heißt, fragte ihn nur manchmal, wenn er bei gutem Humor war, begnügte sich aber, wenn er keine Antwort bekam, mit dem stereotypen Witz: „Woljansky — Esel dardansky. Von ihm ist Wissenschaft zu erwarten, wie vom Ziegenbock Wolle“, und ging weiter.

Am Anfang lachte auch ich, nach dem Beispiel der anderen Knaben, hauptsächlich aber nach dem Beispiel des Lehrers, über Woljansky, nannte ihn auch „Esel dardansky“ u. a. Bald aber bildete sich zwischen uns ein ganz anderes Verhältnis. Es fing von kleinen kameradschaftlichen Gefälligkeiten an: einer von uns braucht eine Feder, der andere einen Bleistift, dieser hat die Tinte vergessen, jener das Buch — so fingen wir langsam an, einer dem anderen Gefälligkeiten zu erweisen. Ich überzeugte mich, daß Woljansky ein guter Junge war. Weiter knüpften wir während den Pausen, oder wenn wir aus der Schule gingen, Gespräche an. Gewöhnlich, wie es alle Bauernjungen tun — vom Heimatdorfe, von den geliebten Spielen, Beschäftigungen und Spaziergängen. Es stellte sich heraus, daß wir beide den Wald, die grünen Wiesen, unsere Bergflüßchen, den Fischfang, die Vögel, Pilze und Beeren liebten. Alle diese Sachen gaben uns reichliche Themen zu endlosen Gesprächen, in denen wir „die Leiden des Tages“, den ganzen Schmutz, der uns in der Klasse umgab, instinktiv vermieden. Es zeigte sich noch eins. — Woljansky konnte herrlich erzählen. Er machte

keine Pausen, stotterte nicht, wiederholte nicht die einzelnen Worte, wie er es tat, wenn er auf Vater Telesnizkys Fragen antwortete. Seine Rede floß leicht und frei, seine Worte waren gut gewählt und klangen so melodisch, daß sie sofort mein Herz gefangen nahmen. Er konnte erzählen wie ein Erwachsener, ernst, ohne im geringsten zu „trumpfen“, mit einem Schatten leiser Melancholie. Noch jetzt klingt mir seine süße, leise, klare Stimme in der Seele: noch immer hält das Gefühl von etwas Zartem, Weichem, Glattem und Ungezwungenem an, es zieht sich gleichsam ein glatter langer Seidenfaden in unermeßliche Fernen — das ist der Eindruck von seinen Erzählungen. An ihren Inhalt kann ich mich nicht mehr erinnern, aber ihr Eindruck wird sich bis zum Tode nicht in meiner Seele verwischen. Wenn er anfang zu erzählen, so wurde er ein ganz anderer; es schien, als ob ein ganz besonderer, fremder Geist in ihn fahre und mit seinen Lippen spräche. Und niemals wiederholte er sich, nie erzählte er ein und dasselbe mit denselben Worten. Immer wußte er etwas Neues, oder aber, er konnte auf neue Art erzählen.

Wie eine Biene am Honig des fremden Stockes, so fand ich bald Gefallen an seinen Erzählungen und wurde zum beständigen Kameraden, oder besser gesagt, sein Zuhörer. Ich kam in sein Quartier, suchte mit ihm die Aufgaben für den nächsten Tag durchzuarbeiten. Woljansky ging an diese Arbeit, wie das Lamm zur Schlachtbank. So saßen wir manchmal eine halbe Stunde lang und quälten uns. Was schriftliche Aufgaben anbelangt — die Rechnungen, deutsche Aufgaben, die schrieben wir, d. h. Woljansky schrieb sie bei mir ab, aber das Mündliche konnte er nicht behalten.

„Nein“, sagte er traurig, „das kann mein Kopf nicht fassen. Höre lieber zu!“

Und wir versteckten uns irgendwo in einer Ecke — entweder in einer leeren Kammer oder im Garten, wo uns niemand hörte, und er begann zu erzählen. Als seine eigenen Eindrücke und Beschreibungen erschöpft waren, ging er zu den Märchen über. Und, o Wunder! Derselbe Junge, der um alles in der Welt nicht behalten konnte, wie die Biene, der Bär dekliniert wird, wieviel 7×8 gibt, wieviel mal 7 in 65 enthalten ist—derselbe „Esel dardansky“ hatte eine unerschöpfliche Anzahl Märchen im Gedächtnis, er konnte sie so herrlich, so fließend, so schön erzählen, daß ich, der ich von klein auf an gute Dorferzähler gewöhnt war — gut in verschiedenem Sinn, an scherzhafte und wehmütige, — ich saß während seiner Erzählungen wie verzaubert da. Noch jetzt erinnere ich mich an diesen Jungen, wie an ein für mich ungelöstes Phänomen. Wenn man die ganze Zeit, die er in meinem Beisein zu seinen Erzählungen verbrauchte, zusammenzählen würde, so bekäme man ganz gewiß eine Woche, wenn nicht mehr, und diese ganze Zeit erzählte Woljansky fließend, frei, ausdrucksvoll, ohne übrige Phrasen; und was das interessanteste war, er wiederholte nie ein und dieselbe Erzählung zweimal. Seine Erzählungen flossen harmonisch dahin, wie ein kleiner Gebirgsbach, der angenehm murmelt, nirgends anhält; weder große Strudel, weder stille Strömung, noch rauschende Wasserfälle bildet und nie zurückkehrt. Ich war von seinen Erzählungen so bezaubert, daß ich sie, obwohl ich ein schlechter Kalligraph war, aufzuschreiben suchte, natürlich nach dem Gedächtnis, abends bei mir zu Hause. Aber wol! Es ging nicht. Der Zauber seiner Erzählungen lag in seiner Stimme—meine damalige Kinderhand war nicht im Stande, auch nur ein Stückchen auf das Papier zu bringen, und ich warf meine Schriften enttäuscht ins Feuer.

Es ist möglich, daß ich etwas übertreibe, daß die Gestalt des Knaben in meiner Vorstellung durch das Prisma langer Jahre und seines tragischen Todes etwas größer erscheint. Kontrollieren kann ich das nicht, denn Erinnerungen sind wirklich — „Dichtung und Wahrheit.“ Je mehr der Memoirist bestrebt ist, die längst vergangenen Geschehnisse mit all ihren Farben und Tönen festzuhalten, desto größer ist die Gefahr, daß er zu der Gestalt etwas Übriges, Späteres, im Laufe der Zeit Entstandenes hinzufügt. Die entgegengesetzte Bestrebung aber, nur nackte Konturen, Bilder, nur Silhouetten, oder gar hölzerne Rahmen zu geben — ist noch gefahrvoller für die Richtigkeit der Erinnerungen, denn sie gibt ein Skelett anstelle eines lebenden Körpers, einen leeren Schatten, anstelle der konkreten Wirklichkeit.

Mag mein kleiner Kamerad Woljansky als jenes verklärte Wesen vor euch stehen, wie er in meiner Seele lebt! Wenn er sogar in Wirklichkeit weniger interessant gewesen und weniger originelles Talent besaß, als es mir damals und jetzt noch erscheint, — wer hat davon seinen Schaden? Das Verbrechen, das — wieder scheint es mir so — zur Ursache seines Todes wurde, wird dadurch nicht verkleinert.

Und der Urheber seines Todes war kein anderer, als eben unser Lehrer und Peiniger, derselbe Vater Telesnizky.

Ich kann mich jetzt nicht mehr genau erinnern, wie es kam; genug, daß er ihn einst „auf seine Art“ vornahm! Er rief ihn an das Podium, begann ihn zu fragen, und gleich nach der ersten falschen Antwort verhöhnte, verspottete, verdrehte er ihn so, daß der arme Knabe ganz vergaß, daß er eine Zunge im Munde hatte.

„Woljansky, du lernst bei uns also garnichts!“ schrie Vater Telesnizky, ihn bald am Ohr, bald am Arm zupfend und wie der Teufel um eine sündige Seele um ihn hüpfend.

Ich habe dich schon oft erwischt, gewarnt, Bemerkungen gemacht, und trotzdem nichts. Ha Sohn, so geht das nicht! Wir müssen mal die Stelle besehen, aus der die Füße wachsen. Nun, Zensor, Gehilfen! Legt ihn hin!“

Der Zensor und seine Gehilfen stürzten wie Wachen herbei. Woljansky stand zuerst wie erstarrt, weinte nicht, bat nicht, schaute nur mit verständnislosen Augen Vater Telesnizky an. Dieser kam in immer besseren Humor!

„Nun, legt ihn mal hin! Oder wartet mal ein wenig! Sein Vater ist arm, hat Geld für die Hosen ausgegeben.“

Woljansky zuckte wie von einem Stich zusammen. Ich sah von ferne, wie sich sein bleiches Gesicht färbte. Er warf sich Vater Telesnizky zu Füßen, umklammerte dessen Knie, flehte um Vergebung.

„Ich bitte den Vater—Professor! Ich werde schon lernen! Werde nicht essen noch schlafen, bis ich alles kann! Bitte mir nur dies eine Mal noch zu vergeben! Nur dies letzte Mal!“

„Nein!“ rief Vater Telesnizky, freudig in die Hände klat-schend. „Nun, nehmt ihn!“

Der Zensor und seine Gehilfen ergriffen Woljansky an den Händen und begannen seine Hosen aufzuknöpfen.

„Ich bitte den Vater Professor! Nur nicht auf das Nackte! Nur nicht auf das Nackte! Ich werde schon dulden, werde stille liegen. Nur nicht auf das Nackte!“

„Nein! Jetzt erst recht nicht“ schrie Vater Telesnizky. „Du bist zu lange gesessen; du mußt so verbläut werden, damit du wenigstens ein paar Tage nicht sitzen kannst!“

Und er ging ans Fenster und nahm einen derben meter-langen Stock aus Erlenholz, recht knorrig mit rauher Rinde in die Hand. Schon etliche Tage klagte Vater Telesnizky, daß er keine Ruten für unsere Klasse finden könne; und

an diesem Tage sahen wir auf jedem Fenster zwei solcher Erlenstöcke stehen. Wir konnten nicht gleich erraten, wozu die Stöcke dienen sollten und glaubten, sie seien zum Halten der Gardienen bestimmt, andere meinten, um die Bohnenstauden, die im Klostergarten wuchsen, zu stützen. Über die eigentliche Bestimmung dieser Werkzeuge, deren Wohltat jeder dumpf auf seiner Haut fühlte, wagte niemand zu reden. Aber alle schauten mit Respekt auf die rätselhaften Stöcke und obwohl der Lehrer nicht da war, wagte keiner dieselben anzurühren oder sie in den Garten oder auf die Straße zu werfen. Jetzt, als Vater Telesnizky einen dieser Stöcke in die Hand nahm und sich mit ihm fuchtelnd seinem Opfer nahte, verstanden wir plötzlich ihre Bestimmung. Unterdessen war mit Woljansky eine unerwartete Veränderung vorgegangen. Die unvermeidlichen, schimpflichen Schläge, wie sie unsere Klasse bisher noch nicht gesehen hatte und deren erstes Opfer er werden sollte, brachten ihn dem Wahnsinn nahe. Dieser von Ansehen so schwächliche und kleine Junge fühlte die Kraft der Verzweiflung in sich. Er sprang zur Seite, stieß einem der Gehilfen mit der Faust, und dem anderen, der ihm eben die Hosen aufknöpfte, mit dem Knie vor die Brust, und beide ließen ihn los. Der Zensor Sajatz packte ihn von hinten und warf ihn auf das Podium. Er biß die Zähne zusammen und begann mit den Füßen zu schlagen. Vater Telesnizky hüpfte mit dem Stock in der Hand um ihn her; in einem Moment, als sich der Lehrer herabbeugte, holte Woljansky mit dem Stiefel aus und traf ihn direkt in die Zähne.

„Owa!“ schrie Vater Telesnizky auf und griff mit der Hand an den Mund. Aus der zerschlagenen Lippe rieselte Blut. Der Schmerz des Vaters Telesnizky war wahrscheinlich nicht groß, denn er holte das Taschentuch aus der Tasche

und hielt es sich mit der linken Hand vor den Mund, in der rechten aber hielt er den Stock, schlug damit durch die Luft und sprach mit gutem Humor weiter:

„Eh, Sohn! Also so machst du's? Nun, das gibst bei uns nicht! Das können wir dir nicht schenken! Nun, legt ihn hin!“

Unterdessen hatten der Zensor und seine Gehilfen Woljansky bezwungen, ihm die Ober- und Unterhosen ausgezogen und ihn auf dem Podium ausgestreckt. Beide Gehilfen hielten ihn an den Füßen fest, der Zensor setzte sich ihm auf die Schultern und hielt ihm beide Hände fest. Vater Telesnizky begann aus voller Kraft mit dem Stock auf den nackten Körper zu schlagen. Gleich nach dem ersten Hieb schrie Woljansky fürchterlich auf. Vater Telesnizky hielt inne; er labte sich an diesem Schmerzensschrei und konnte nicht umhin, wieder zu scherzen:

„Ah, endlich bekamen wir von dir eine menschliche Stimme zu hören!“

„Nun, noch einmal!“

Wieder ein Schlag—ein neuer unmenschlicher Schrei.

„O, das ist noch besser!“ scherzte Vater Telesnizky. „Ganz wie man in jenem Liede singt: „Dobyl tak pięknego głosu baraniego, aż się stary Josef przestraszył od niego“¹⁾).

Dann fielen die Schläge hageldicht.

„Du mich bis aufs Blut, also auch ich dich bis aufs Blut! Blut für Blut! Blut für Blut!“ schrie Vater Telesnizky.

Und er schlug und schlug... Schreien, Jammern, Kreischen des unglücklichen Knaben, nichts erregte das Mitleid des Henkers. Jetzt zeigte sich unter den Knorren des Erlens-
tockes Blut, und rann über den weißen Körper auf die Bret-

¹⁾ „Holte solch herrliche Bockstimme aus ihm heraus, daß der alte Joseph davor erschrak“.

ter der Bank. Vater Telesnizky schlug noch. Der Erlenstock war in Blut getaucht und bespritzte während des Ausholens die weißen Wände der Klasse. Woljansky lag still, augenscheinlich ohnmächtig.

Vater Telesnizky hörte auf. Er atmete schwer vor Anstrengung. Er nahm das blutige Tüchlein vom Munde, ging in den Korridor, brachte einen Becher Wasser und goß ihn über den bewußtlosen Knaben. Dieser öffnete die Augen und stöhnte.

„Ha, ha, ha! Herr Woljansky! Wie haben sie geruht?“ scherzte Vater Telesnizky.

„Nun, wissen sie jetzt, wie es schmerzt? Helft ihm, sich anzukleiden!“

Der Zensor und die Gehilfen hoben Woljansky auf und brachten seine Kleider in Ordnung, indem sie ihn aufrecht hielten.

„Nun, hast du denn nicht die Kraft, selbst auf den Füßen zu stehen? Um mir die Zähne auszuschlagen reichte dir die Kraft! Ho, ho, Söhnchen! Siehst du jetzt, wie das bei uns ausschaut? Schau!“

Und er zeigte ihm den blutigen Stock und die Blutropfen an der Wand.

„Siehst du? Weißt du auch wie das heißt? Also wisse das ist Reis mit Mohn! Sahst du, wie man ihn am Christabend an die Decke wirft und er auch in solchen Tropfen hängen bleibt? Was sagt man dann? Weißt du es nicht mehr? Nicht wahr? Man sagt: „Laß dich säen und gedeihe dagegen Weizen und allerlei Getreidel“ So ist es auch bei uns. Aus, solchem Samen soll Aufmerksamkeit, Können, Gehorsam, Unterwürfigkeit, Ehrerbietigkeit gegen die Älteren und allerlei anderes wachsen. Nun, und jetzt geh auf deinen Platz.“

Woljansky stand leise stöhnend auf der Stelle. Die Gehilfen des Zensors griffen ihm unter die Arme und führten ihn zur Bank.

Als er sich setzte, schrie er vor Schmerz auf.

„Ha, ha, ha!“ lachte Vater Telesnizky. „Nun, spürst du Ameisenlaufen? Knacken die Knochen? Siehst du jetzt wie schlecht es ist, so lange auf einem Fleck zu sitzen? Ha, ha, ha! Lacht Jungen! Lacht!“

Und die ganze Klasse lachte ein gezwungenes Lachen.

„So! So ist's recht! So gehört es sich! Wißt ihr noch, ich sagte euch damals, daß ihr dann lachen und dann weinen müßt, wenn ich es euch sage? Seht ihr, endlich habe ich euch so weit gebracht. Gut, Jungen! Dafür muß ich euch loben!“

Während das Gelächter in der Klasse ertönte und all das wilde Verhöhnern der Kinderseelen fort dauerte, zitterte ich in der Eselsbank neben meinem bestrafte Kameraden vor unterdrücktem Schluchzen. Mir schnürte etwas die Kehle zu, brannte im Inneren, durchdrang mich mit Schmerz, Scham und Mitleid, als ob ich selbst an allem schuld wäre, was hier geschehen war, als ob ich ein schweres Verbrechen begangen hätte, indem ich ruhig dieser Folter zugesehen und nicht um Hilfe gerufen oder mich selbst unter die Hiebe gelegt hatte. Ich beugte mich leise herab und küßte die kalte Hand Woljanskys, wobei ich sie mit meinen Tränen benetzte.

Er saß bleich wie eine Leiche neben mir. Kein Blutsröpfchen war weder in seinem Gesicht, noch in seinen Lippen zu sehen. Augen und Gesicht waren naß von Tränen. Er blickte mich halb mit Verwunderung, halb mit stummer Dankbarkeit an und flüsterte:

„Begleitest mich nach Hause?“

Ich nickte mit dem Kopfe.

„Und erzählst der Wirtin alles, wie es war?“

Ich nickte noch einmal mit dem Kopfe. Wir verstummten. Vater Telesnizky lief schon wieder in der Klasse umher und suchte ein Opfer für seinen menschenfresserischen Humor.

Ich begleitete Woljansky in sein Quartier und erzählte der Wirtin alles. Die arme Bürgerin faßte sich an den Kopf, als sie das zerschundene Kind erblickte. Indem sie die blutigen Hosen von den Wunden mit Wasser loswusch und losriß, weinte sie wie über ihr eigenes gestorbenes Kind. Sie verfluchte den unmenschlichen Mönch und drohte, sie werde zum Rektor gehen, den Arzt rufen, damit er das visum repertum¹⁾ anstelle, tat es aber wahrscheinlich nicht. Sie tat aber eines—sie legte Woljansky in's Bett. Als ich ihn des Abends besuchte, lag er bewußtlos und erkannte mich nicht. Jetzt erst kam der Arzt und jagte mich nach Hause. Nachdem sah ich Woljansky nicht mehr. Nach einer Woche starb er an Gehirnentzündung. Wir beerdigten ihn mit Parade, die ganze Schule folgte paarweise dem Sarge. Allen war fröhlich zu Mute, denn wir waren an diesem Tage vom Schulunterricht befreit.

VI.

Nun habe ich aber die chronologische Reihenfolge der Ereignisse nicht eingehalten, wenn ich bis zur Bestrafung Woljanskys vorausgeeilt bin, diesem Kulminationspunkt unter allen abscheuerregenden Taten, deren Zeuge ich in jenem schrecklichen Jahr sein mußte. Vater Telesnizky brachte uns nicht bald und nicht ohne gewissen Widerstand von unserer Seite dazu, daß wir nach seinem Befehl lachten und weinten:

1) Eine Bescheinigung über Körperverletzung.

Selbstverständlich war dieser Kampf ganz kindlich. Ein bewußtes, solidares Vorgehen, die Möglichkeit irgend welchen Widerstandes oder Protestes von unserer Seite kam uns nicht in den Sinn. Sogar der Gedanke, daß wir uns bei irgend jemand über das Verhalten unseres Klassenlehrers beklagen könnten, blieb uns lange fern. Wem sollten wir auch klagen? Was den Rektor, Vater Borusewitsch betraf, so war er für uns, obwohl wir ihn liebten und für gerecht hielten, unerreichbar.

Vater Telesnizky kam uns zuvor, indem er sich selbst des öfteren über uns beklagte, daß wir faul, ungehorsam, eigensinnig seien, so daß man mit uns ohne Schläge nicht fertig werden könne. Augenscheinlich deckte er sich auf diese Art den Rücken gegen alle Klagen über seine Grausamkeiten und Schläge von unserer Seite. Im Gegenteil, unter dem Eindruck seiner Reden kam Vater Borusewitsch etliche Male in unsere Klasse, hielt uns tadelnde, vorwurfsvolle Reden, blieb sogar eine halbe Stunde bei der Lektion und, nachdem er sich mit eigenen Augen überzeugt hatte, daß die Jungen wirklich schlecht antworteten und schlecht lernten, wiederholte er seine Vorwürfe und Tadel und ging achselzuckend hinaus, es augenscheinlich Vater Telesnizky überlassend, mit uns zu tun und zu lassen, was sein Herz begehrte.

Unserem geliebten Katecheten, Vater Krasnitzky hätten wir unser Leid am ehesten geklagt, aber zu unserem größten Bedauern war er noch im Herbst erkrankt und die Religionsstunden hatte unser Henker, Vater Telesnizky übernommen. Erst nach Weihnachten fühlte sich Vater Krasnitzky wieder kräftig genug, um unsere Klasse zu besuchen.

Er trat, wie gewöhnlich, leise ein, so daß wir seine Schritte nicht hörten, dann öffnete er die Tür mit einem

Ruck und schaute, wie aus einem Versteck hervor, gutmütig und fröhlich lachend in die Klasse:

„Ha, ha, ha!“

Ach, das war aber nicht sein gewöhnliches, früheres Lachen! Das war eine gemachte, geborgte Fröhlichkeit. Auch das Gesicht war nicht das runde, gesunde, fröhliche Gesicht unseres Katecheten mit seinen lustig blitzenden Augen. Jetzt war es eingefallen, von ziegelroter Farbe, mit schwarzen Ringen unter den erloschenen Augen, mit gelben Flecken an den Schläfen. Auch wir antworteten auf sein Lachen nicht mit dem früheren einmütigen fröhlichen Lachen, sondern saßen wie die Mäuse in der Falle, stumm, bedrückt; nur etliche lächelten gezwungen: Vater Krasnitzky kam langsam, mit vorgestrecktem Kopfe bis in die Mitte der Klasse, blieb stehen und schaute die Schüler lange an, als ob er etwas Verlorenes suche, oder wie ein Verirrter, der sich umschaute und nicht begreifen kann, wo er irgend hingeraten sei.

„Kinder!“ rief er plötzlich mit scherzhaftem Schreck in der Stimme. „Was ist mit euch los? Warum sitzt ihr wie die Krebse im Sack? Warum lacht ihr nicht? Seid ihr denn meines Erscheinens nicht froh?“

„Wir freuen uns“, antworteten wir.

„Aber wie? O, ich sehe schon; ihr habt vergessen wie sich Kinder freuen. Nun, wie habt ihr die Zeit, in der wir uns nicht sahen, verbracht?“

Wir schwiegen. Der Vater Katechet fing an, einen nach dem andern auszufragen, begann, wie man sagt, uns an der Zunge zu ziehen, und erreichte nach einiger Zeit, daß erst einer, dann der andere ihm weinend seine Erlebnisse erzählte.

Vater Krasnitzky wollte es am Anfang nicht glauben, befahl einem, dem zweiten und dritten sich auszuziehen und

schlug sich vor Verwunderung mit den Händen an die Seiten, als er die zahllosen blauen Flecke, Narben und kaum geheilten Wunden auf den Kinderkörpern erblickte.

„Fürchtet Gott! Was ist das nur?“ sagte er. „Lernt ihr denn nicht, seid unaufmerksam in der Schule, tut ihr Vater Telesnizky etwas zum Trotze?“

Ohne unsere Antworten abzuwarten, fügte er sogleich hinzu:

„Nein, und wenn ihr keine Kinder, sondern eine Schafherde wäret, auch dann wäre solch eine Behandlung Sünde! Ich werde schon mit Vater Telesnizky darüber sprechen, auch mit dem Rektor; es wird sich schon irgendwie machen. Nun, nun, seid nur ruhig!“

Der gute Vater Katechet wußte augenscheinlich nicht, daß er bei seinem guten Vorsatz unsere Lage nur verschlimmern wird. Des anderen Tages frühe, vor dem Beginn des Schulunterrichts, kam in unseren Korridor der Klosterjunge, — ein Schüler der vierten Klasse, der im Kloster lebte, hier Kost und Kleider bekam (hauptsächlich dank den Bemühungen Vater Krasnitzkys), die Schule besuchte, gleichzeitig im Kirchenchor sang und die Rolle des Gehilfen unseres Küsters erfüllte — rief etliche Schüler unserer Klasse in den Korridor, unter ihnen auch mich und berichtete mit sehr erregtem Aussehen:

„Fürchtet Gott, Jungens, was habt ihr nur gestern angestellt?“

„Was ist geschehen?“

„Warum erzähltet ihr Vater Krasnitzky, daß euch Vater Telesnizky schlägt?“

„Was ist dabei? Ist es denn nicht wahr?“

„Natürlich! Aber jetzt werdet ihr in große Not kommen!“

„Welche?“

„Gestern begann Vater Krasnitzky den Vater Telesnizky im Refektorium¹⁾ zu beschämen. Zuerst sprach er freundlich, aber als Vater Telesnizky sagte, es sei nicht wahr, die Jungen seien faul und eigensinnig und hätten ihm alles vorgelogen, da wurde Vater Krasnitzky zornig. Er wurde so böse wie ich ihn noch nie sah. Rot wurde er, wie eine Rübe, warf den Löffel hin und schrie: „Vater, daß ihr herzlos seid, habe ich gestern gesehen, als ich die blauen Flecken und Beulen auf den Kindern sah. Jetzt sehe ich auch, daß ihr ehrlos seid. Ihr habt euch in der Wahl eures Berufes sehr verfehlt. Ihr hättet Hundefänger und nicht Lehrer und Geistlicher werden sollen.“ Hier sprang Vater Telesnizky von seinem Platze auf und begann auch etwas zu schreien. Der Rektor versuchte sie zu beruhigen und befahl mir, hinauszugehen. So daß ich schon nicht mehr hörte, was dort weiter vorging; ich weiß nur das, daß Vater Krasnitzky aus dem Refektorium kam, sich ins Bett legte und Blut zu spucken begann. Ich lief nach dem Arzt; was der Doktor gesagt hat, weiß ich nicht; aber Vater Krasnitzky liegt krank“.

Der Klosterjunge hatte recht. Vater Telesnizky kam in ungewöhnlich fröhlicher Stimmung in die Klasse und machte sich an jenem Tag viel Arbeit mit uns: er ruhte nicht eher, bis die ganze Klasse den Stock verschmeckt hatte, sogar den Zensor Sajatz nicht ausgeschlossen, mit dem vier der stärksten Knaben etliche Minuten lang einen heftigen Kampf führen mußten, und der nur mit eigenhändiger Hilfe Vater Telesnizkys auf das Podium geworfen werden konnte.

Das war für ihn eine Freude! Er ließ es an jenem Tage nicht an Witzen fehlen, und der letzte war der gelungenste: Er schrieb mit großen Buchstaben an die Tafel:

¹⁾ Refektorium—gemeinsamer Speisesaal im Kloster.

„Dnia 15 grudnia wielka kleska w III klasie“¹⁾).

„Ha, ha, hal“ lachte er. „Nun, du, Upaw!“ wendete er sich an mich. „Warum heißt das kleska“?

„Wenn man schlägt, dann klatscht es“, antwortete ich.

„Gut! Also muß jeder von euch zu morgen dies hundert mal aufschreiben, damit ihr diesen Tag und diese Worte euer Leben lang behaltet und damit ihr wißt, wie man einen Professor beim anderen verklagt.“

Vater Krasnitzky sahen wir nicht mehr in der Klasse. Nach jener heftigen Szene im Refektorium des Klosters legte er sich ins Bett und stand nicht mehr auf, obwohl er es noch erlebte, daß man Vater Telesnizky von Drohobitsch nach Dobromil überführte. Derselbe Klosterjunge erzählte mir, daß Vater Telesnizky von Vater Krasnitzky Abschied nehmen wollte. Aber der Kranke befahl, ihn nicht in seine Zelle hereinzulassen.

„Niemals in meinem Leben wünschte ich jemandem Böses, zankte mich mit niemand und trage niemand eine Beleidigung oder Verachtung nach. Auch Vater Telesnizky trage ich das nicht nach, was er mir gesagt hat. Aber das, was er mit den Kindern getan hat, verzeihe und vergebe ich ihm nie. Gott kann, wenn er will, vergeben, aber ich bin nicht Gott. Wenn ich damit sündige, so trage ich diese Sünde gern in jene Welt. Aber mir scheint, daß ich eine zehnmal größere Sünde begehen würde, wenn ich ihm die Hand reichen würde, wenn ich die Hand drücken wollte, die mit dem schwersten Verbrechen befleckt ist: mit systematischem, massenhaftem Kindermorden“.

Bis auf weiteres hatte Vater Telesnizky unumschränkte Gewalt über unsere Klasse und behielt sie bis zum Ende

1) Am 15. Dezember große verspielte Schlacht in der III Klasse.

des Jahres. Es ist wahr, er mußte noch eine Opposition besiegen, aber mit dieser wurde er noch leichter und schneller fertig, als mit Vater Krasnitzky. Diese Opposition war: „Pan Bilinsky“, eine interessante Gestalt jener Zeit, über die es sich lohnt ein paar Worte zu sagen.

Wir Kinder wußten nicht bestimmt, wer jener „Pan Bilinsky“ war, obwohl er als täglicher Gast in unserer Schule aus- und einging. Erst später erfuhren wir, daß er einst Volkslehrer war, nach langjähriger Arbeit die Sehkraft verloren hatte, seines Dienstes enthoben wurde und, da er keine anderen Lebensmöglichkeiten hatte, vielleicht auch von anderen Motiven mehr idealistischen Charakters geleitet wurde, sich in Drohobitsch niederließ, daselbst ein kleines Häuschen irgendwo auf der Tkatzkaja oder bei den Soljony Stawok kaufte oder mietete, und dort sui generis ein Pensionat für arme Schüler eröffnete. Er nahm die Kinder wohlhabender Bauern oder auch Geistlicher ins Quartier, zehn, zwölf oder auch fünfzehn an der Zahl; seine Frau mit einem Dienstmädchen kochten ihnen das Essen, wuschen die Wäsche, nähten die Kleider, sogar die Mützen (an jenen Mützen, die kunstlos und alle nach einer Form genäht waren und die wir „Pilze“ nannten, konnte man die Pensionäre des Pan Bilinsky erkennen); er selbst übte nicht nur die Vormundschaft im Hause über sie aus, sonder war auch ihr Repetitor, verarbeitete die Lektionen, fragte sie ab, sah ihre schriftlichen Arbeiten durch. Wenn er auch zu einem offiziellen Dienst nicht tauglich war, so war er doch nicht ganz blind; ich weiß nicht an welcher Krankheit er litt, genug, daß er nur ganz aus der Nähe sehen konnte, das Buch fast an die Nase drückte, oder die Nase an die Tafel, und sitzend oder gehend bewegte er fortwährend den Kopf von rechts nach links, als ob er die Reihen irgend eines großen

Buches in der Nähe mit den Augen durchflöge, und wenn er ans Ende der Reihe gekommen war, schnell wieder zur gegenüberliegenden Seite sehe. Das interessanteste an der Erscheinung des Pan Bilinsky war, daß er bei den Vätern des Basilianerordens ein in jener Zeit besonderes Privilegium genoß; jeden Tag kam er mit seinen Pensionären in die Schule, brachte sie in ihre Klassen und saß dann selbst während des ganzen Schulunterrichtes in den Klassen, eine Stunde in dieser, die nächste in einer anderen. Er setzte sich gewöhnlich auf die letzte Bank, lauschte dem Unterricht, war besonders aufmerksam wenn einer seiner Pensionäre gefragt wurde und machte manchmal in solchen Fällen seine Bemerkungen oder erlaubte sich, unter dem Scheine, als wolle er den Jungen tadeln, ihm unbemerkt eine gute Antwort in den Mund zu legen.

Gegenüber den anderen Knaben war Pan Bilinsky ganz gleichgültig, aber wir alle liebten ihn dennoch. Während der Pausen saß er still, hinderte uns weder am Schreien, noch am Laufen, atmete geduldig den furchtbaren Staub ein, den sechzig oder siebzig paar Knabenfüße aufwirbelten, und wenn manchmal vor der deutschen oder vor der Rechenstunde die ganze Klasse über einen Fall oder eine Rechnung nicht Bescheid wußte, dann wandten wir uns an Pan Bilinsky, und er versagte uns seine Hilfe nie. Seine Pensionäre spotteten über ihn, über seinen Geiz (er war geizig, und besonders gegenüber sich selbst, er trug ein ärmliches, bürgerliches Gewand, das dicht mit Flickern besetzt war und hielt auch seine Pensionäre zu möglichst einfacher, bescheidener Kleidung an): aber dennoch liebten sie ihn für seine Geduld und Gutmütigkeit. Es gab in Drohobitsch einen allgemein bekannten Scherz, daß Pan Bilinsky für die Faulen und Ungehorsamen in seinem Pensionat nur eine einzige

Strafe kenne — den Schuldigen mit seinem eigenen, eine Woche nicht rasierten Bart zu stechen.

Anfänglich duldete Vater Telesnizky Pan Bilinsky in seiner Klasse. Manchmal wendete er sich sogar in zweifelhaften Fragen an ihn:

„Pan Bilinsky wie meinen Sie?“

Pan Bilinsky stand dann von seinem Platze auf und antwortete, unaufhörlich mit dem Kopfe wackelnd, stotternd, mit dumpfer Stimme, oder trat auch an die Tafel und half die Rechnung lösen.

An die langjährige Praxis in der Basilianer Schule gewöhnt, protestierte Pan Bilinsky niemals, wenn die Lehrer in der Klasse ihre Schüler schlugen. Im Gegenteil, wenn die Strafe einen seiner Pensionäre traf, der ihn durch seinen Ungehorsam oder Faulheit geärgert hatte, und den er dennoch zu Hause nicht zu strafen wagte, dann drückte er seine Zufriedenheit durch ein dumpfes Murmeln aus:

„So, so, so! So gehört es ihm!“

Nachdem Vater Telesnizky mehrmals solche Zeichen der Billigung aus dem Munde des Pan Bilinsky vernommen hatte, gewann er ihn noch mehr lieb und hielt sich in der Klasse so, als ob dort überhaupt kein fremder Zeuge zugegen wäre. Wie groß war aber seine Verwunderung, als einst in einer Stunde, die ungewöhnlich „fröhlich“ bei Vater Telesnizky und schmerzhaft für einige Zehntel der Schüler verlief, mitten in die allgemeine Todesstille aus der Ecke von der letzten Bank ein lautes Schluchzen ertönte? Gebeugt und das Gesicht auf die Bank gedrückt, weinte Pan Bilinsky bittere Tränen.

„Was ist denn dort los?“ rief Vater Telesnizky.

Niemand antwortete. Das Schluchzen währte fort,

„Pan Bilinsky! Sie? Was fehlt Ihnen?“

Pan Bilinsky stand schneller als gewöhnlich auf und wackelte mit dem Kopfe.

„Verzeihen Sie, Vater Professor! Es hat mich so am Herzen gepackt...“

„Was hat Sie gepackt?“ fragte lächelnd Vater Telesnizky, wobei er sich der letzten Bank näherte.

„So etwas... das Sie noch nie ergriffen hat. Das Mitleid zu jenen Kindern“.

„Oho!“

„Und noch eins... Schlaflosigkeit. Schon zwei Monate, Vater Professor, kann ich nicht eine Nacht ruhig schlafen“.

„Und warum das?“

„Alles wegen dieser Kinder“.

„Nun sehen sie! Solche Lumpen! Und wie soll man da...“

„Nein, Vater Prof... fe... fes... sor“, unterbrach ihn Pan Bilinsky. „Keine Lumpen. Am Tage kann ich nicht über sie klagen. Da sind sie still, gehorsam, aufmerksam, lernen, aber in der Nacht schreien sie im Schlafe, weinen, werfen sich hin und her. Wissen Sie, Vater Prof... fe... fessor, ich kann schon zwei Monate keine einzige Nacht ruhig schlafen“.

Vater Telesnizky verstand erst jetzt. Sein Gesicht färbte sich blutrot. Wir hielten den Atem an. Wir dachten, daß er sich auf den alten, blinden Lehrer stürzen werde oder ihn wenigstens mit dem Stock, den er gerade in der Hand hatte, schlagen werde. Aber nein, der Humor siegte.

„Ha, ha, ha!“ lachte er. „Schaut nur, ich wußte gar nicht, daß Pan Bilinsky scherzen kann. Wissen Sie, Pan Bilinsky, ich möchte Sie über eine Sache fragen. Sehen Sie die Buchstaben im Buch?“

„Wenn sie g-g-groß sind und aus der Nähe“.

„Nun, das Loch, durch welches man die Klasse verläßt, ist groß genug. Und wenn Sie an die Türe kommen, dann

wird sie nahe genug sein. Sie können sie mit der Hand erreichen. Und nun bitte ich, scheren Sie sich sogleich fort von hier und lassen Sie sich nicht mehr sehen!“

„Vater Professor, ich sitze schon zehn Jahre hier und habe von niemanden solche Worte gehört. Mir hat es der Rektor erlaubt“.

„Gehen Sie zum Rektor, oder auch selbst zum Vater Kanonikus; aber solange ich hier Herr der Klasse bin, habe ich zu befehlen und kein anderer. Und daß ich sie hier nicht mehr sehe; denn ich werde Ihres Alters und Ihrer Blindheit nicht achten und lasse Sie hinauswerfen!“

„Vater Prof... fe... fessor! Vater Prof... fe... fessor“, murmelte Pan Bilinsky, die tränennassen, blinden Augen wischend, und verstummte. Er nahm seine Mütze unter den Arm und verließ leise schluchzend die Klasse.

Wir sahen ihn nicht mehr.

VIII.

Nachdem Vater Telesnizky den einzigen, fremden Zeugen seiner Heldentaten beseitigt hatte, konnte er sich ganz nach seinem Gefallen an uns vergnügen. Jetzt stand ihm niemand mehr im Wege. Bis Ostern blieben von den 80 Schülern, die anfänglich in der Klasse waren, nur die Hälfte. Am wunderlichsten war, daß unser gutmütiger Rektor nichts sah und nichts wußte; indessen, wer weiß, vielleicht versuchte er auch, Vater Telesnizky zu bändigen, konnte es aber nicht? Zu uns Kindern drangen verschwommene Gerüchte von den Feindseligkeiten, denen Vater Telesnizky in der Stadt ausgesetzt wurde, und die von verschiedenen Gesellschaftsschichten ausgingen. Einmal, so erzählte man, als Vater Telesnizky und der Rektor sich in einem Laden zeigten, warfen die dort anwesenden reichen Kaufleute, un-

geachtet der Anwesenheit des Rektors, unseren Lehrer zur Türe hinaus. Man hörte, daß ihn die Burschen in der Vorstadt auflauerten, als sie gehört hatten, daß er am Sonnabend auf die Farm kommen mußte, die die Basilianer dort hatten. Das Unglück wollte, daß an Stelle Vater Telesnizky ein anderer Mönch dahin fuhr — am späten Abend brachte man ihn bewußtlos und blutüberströmt ins Kloster zurück. Eine mitleidige Hand hatte mit Kreide auf seine Schultern geschrieben: „Vergib, Bruder, aber der Teufel konnte wissen, daß du nicht Telesnizky bist“.

Und Vater Telesnizky arbeitete weiter und belustigte sich. Die letzten Monate des Schuljahres lehrte er fast nichts mehr, sondern verhöhnzte nur die Kinder. Ihm waren die Schläge schon zu wenig, er suchte Mittel und Wege, um die Seele mehr zu quälen als den Körper. Er strafte nicht mehr anders, als auf den „Nackten“ und verlängerte jede Bestrafung um fünf, zehn und sogar mehr Minuten. Wenn man den armen Deliquenten mit nackten Hintern auf die Bank legte und fest an den Händen hielt, dann näherte sich Vater Telesnizky, ließ den Stock durch die Luft pfeifen ohne zu schlagen—und lachte dann bis zu Tränen, wenn das arme Opfer ohne Schmerz zu fühlen, sondern nur durch das Pfeifen des Stockes erschreckt, laut aufschrie.

„Aber warte, Söhnchen! Warum schreist du? Dir ist doch noch nichts geschehen!“ pflegte er zu sagen. „Nun sage, schmerzt es?“

„Nein“, antwortete der arme Märtyrer.

„Nun, siehst du. Und jetzt?“

Jetzt fällt ein starker Schlag auf den nackten Körper.

„Nun, jetzt ist es etwas anderes. Jetzt kannst meinetwegen auch schreien“.

Seine beliebteste Unterhaltung war für ihn der Handel mit den Deliquenten.

„Siehst du, du kannst die Lektion nicht. Nun, sage selbst, was gehört dir dafür?“

„Verzeihung, Vater Professor, ich habe gelernt!“ beteuert weinend der Schüler.

„Nun gut, hast gelernt, aber kannst es doch nicht. Was gehört dir dafür?“

Wenn der Schüler nicht antwortet, übernimmt er es selbst, die Zahl der Hiebe zu bestimmen. Wenn der Schüler eine kleine Zahl nennt, dann erklärt er sich damit einverstanden, stellt aber die Bedingung, daß der arme Junge sie schweigend, ohne Schrei entgegennehme, als rechtmäßig zukommende Strafe. Wenn der Junge einverstanden ist, schlägt er mit solcher Wucht, daß das Opfer gegen seinen Willen laut aufheulen muß, und dann triumphiert Vater Telesnizky:

„Ha, ha, ha! Söhnchen! Wo bleibt unser Vertrag? Du schreist? Nun, verzeihe, dafür verdoppele ich dir die Portion. Ich bin daran nicht schuld“.

Endlich endete das Jahr, sicher das schrecklichste, fatalste Jahr meines Lebens. Wir verabschiedeten uns freudig von Vater Telesnizky und sahen ihn nicht mehr. Er wurde von Drohobitsch nach Dobromil versetzt und als Klosterprediger angestellt. Die Erinnerung an ihn lag lange Jahre wie eine schwere Last auf meinem Herzen, bis jetzt ist sie noch nicht erloschen und erlischt auch nicht bis zu meinem Tode.

Wer war er? Ein wirklicher Verbrecher, oder sui generis Doktrinär, der das im guten Glauben tat, oder ein Wahnsinniger, der durch irgend einen Fehler anstatt in's Irrenhaus auf den Lehrposten nach Drohobitsch kam,—ich weiß es bis jetzt noch nicht. Ich wagte lange nicht, die Erinne-

rungen an ihn in meiner Seele zu erneuern. Aber genug des Zögerns. Also hiermit wälze ich wenigstens einen Teil jener schweren Eindrücke von meiner Seele. Mögen sie als ein Schandfleck unverwischbar und fluchwürdig auf sein und jener Andenken fallen, die ihn angestellt und im Amt geduldet haben und auf alle diejenigen, die das Lehreramts als grausames Spielzeug zur Befriedigung ihrer wilden Instinkte ansehen, und nicht als großes Werk der Liebe, Geduld und Selbstentsagung.

Im Jahre 1903.

IM HOSPITAL DES GEFÄNGNISSES.

Gefängnis—Hospital! Jedes dieser beiden Worte enthält eine Hölle in sich, aber zusammen genommen sind sie ein Eckchen Paradies, ein stiller Hafen, nach dem sich hunderte müder und kranker Seelen sehnen. Hier finden sie Linderung ihrer Schmerzen oder wenigstens zeitweilige Veränderung ihrer grauen, durch Monotonie unerträglichen Leiden.

Das Hospital des Lemberger Kriminalgefängnisses—ist ein kleiner Flügel eines geräumigen Gebäudes, der von dem Hauptkomplex der Gefängniszellen durch einen dunklen Korridor getrennt ist. Die Zellen des Hospitals sind etwas größer als die gewöhnlichen Arrestzellen, jede mit zwei Fenstern. Ihrer sind im Ganzen vier; für Typhusranke, Hautranke, Chirurgische und Augenranke. Andere Krankheiten—so scherzten die Arrestanten—dürfen im Gefängnis laut Vorschrift nicht vorkommen; wenn es sich trifft, daß jemand an etwas anderem erkrankt, so bringt man ihn in einer der vier Zellen unter, abhängig davon, welcher dieser vier Gruppen seine Krankheit näher steht.

Das Gefängnishospital ist nur ein Schatten, eine Karrikatur des gewöhnlichen Hospitals. Es ist dasselbe Gefängnis mit den Tag und Nacht verschlossenen Türen, vergitterten Fenstern, kahlen Wänden und der unvermeidlichen „Katharine“¹⁾ in der Ecke. Hospital nennt man es nur darum, weil täglich am Morgen der Arzt die Kranken besucht. Im Falle einer plötzlichen schweren Erkrankung kommt es

1) Spüleimer,

vor, daß der Arzt nach zwei, drei Stunden wieder erscheint. Sogar das Essen ist für alle Kranken ein besonderes, das sogenannte Hospitalessen: Roggen- und Weizenbrot, am Morgen Milch, dreimal in der Woche, für Schwerkranke sogar täglich, Suppe und Fleisch, manchmal Wein. *Dieses Essen*, die Ruhe in den Zellen des Hospitals, das freundlichere Verhalten der Wärter gegenüber den Kranken, das sind die hauptsächlichsten Lockungen, die viele Gefangene sich nach dem Spital sehnen lassen, und um deren Willen der Aufenthalt dortselbst als ein Ausruhen und als freudige Veränderung in ihrem eintönigen Leben betrachtet wird.

Wieviel verzweifelte Flüche, stille Seufzer, Schmerzensschreie und leises bitteres Flüstern um die nie wiederkehrende Vergangenheit haben diese finsternen Wände gehört. Wieviel Bilder schwerster Leiden sind hier vorbeigezogen. Wieviel Tränen nutzloser Reue geflossen! Und in den langen Nächten, beim Schein der einzigen, am schwarzen Haken in der Mitte der Decke befestigten Lampe, wieviel schwere Erzählungen, die nicht selten die tiefsten Geheimnisse der menschlichen Seele entblößten, wieviel fürchterliche Abgründe wilder Leidenschaften, Aufwallungen des Verstandes und des Wahnsinnes, Äußerungen tiefen zärtlichen Gefühls oder Ausbrüche von Wildheit und Grausamkeit, die sich wie ein Tier im dunklen Walde in dem Herzen fast jedes Menschen verstecken—kamen hier zu Tage.

In meinem Gedächtnis blieb eine solche Szene haften, eine Episode, die mir einer von denen erzählte, die bei den ersten Lemberger sozialistischen Prozessen gerichtet wurden, in jener Zeit, als man hier allein für die Bekennung zum sozialistischen Glauben verurteilt wurde, als einer der ältesten Richter des Lemberger Gerichtes mit dem ihn eigenen zynischen Humor sagte:

„Was der Sozialismus bedeutet, weiß ich bei Gott nicht; ich weiß nur, daß er etwas Strafwürdiges ist.“

Das Ereignis, von dem hier weiter erzählt wird, geschah am Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Denjenigen, der es mir erzählte, nenne ich nicht—sein Name ist gleichgültig. Seine Erzählung schreibe ich nach dem Gedächtnis nieder—vielleicht nicht so farbenreich wie er es selbst erzählte, aber in der Hauptsache wahrheitsgetreu.

II.

Mich brachte man aus der Untersuchungshaft in bewußtlosem Zustande hierher. Ich war an Typhus erkrankt, hatte mich etliche Tage zum Arzt gemeldet, aber der Arzt machte sich nicht einmal die Mühe, meinen Puls zu fühlen, sondern schickte mich zurück mit den Worten:

„Gesund! Ihm fehlt nichts!“

Ich ging zurück in meine Zelle, lag und quälte mich im Fieber, bis ich so weit war, daß ich mich nicht mehr rühren konnte. Dann nahm man mich spät in der Nacht in einen geschlossenen Wagen und brachte mich in das Gefängnis-hospital von Brikity.

Wie lange ich dort in bewußtlosem Zustande lag, weiß ich nicht. Wie durch ein Sieb erinnere ich mich, daß mir irgend ein Knarren ganz schrecklich zuwider war, als ob an meinem Lager unaufhörlich ein nie geschmierter hölzerner Wagen vorbeifahre, oder als ob jemand mit großer Kraft mit einem stumpfen Bohrer ein Loch in einen trockenen Baum bohre. Als ich etwas zu mir kam, erkannte ich in dem Knarren das Röcheln und den trockenen Husten meines Nachbarn, eines Kranken, der auf dem Nebenbette lag, das nur durch einen schmalen Gang von dem meinen getrennt war.

Die erste, klare Erinnerung: ich liege auf dem Rücken, ausgestreckt, kraftlos. In den Schläfen hämmert es noch, so daß der Kopf davon schmerzt. Durch die geschlossenen Lider fühle ich das kaum bemerkbare Licht der einzigen, an der Wand hängenden Lampe. Nicht weit von mir röchelt, kaum atmend mein Nachbar. Aus einer Ecke, die, wie es mir scheint, sich in weiter Ferne befindet, hört man eine grobe, schneidende Stimme:

„Großvater Herassim!“

„Was?“ meldete sich mein Nachbar und ein fürchterlicher Husten, der in seiner Brust röchelt, spielt, pfeift, brodelte und ihm auf lange Zeit den Atem raubt, schüttelt ihn.

„Aber das ist schon keine Geige mehr in eurer Brust, sondern eine ganze Orgel.“

„Christus spielt!“ sagt der Alte.

„Was macht Ihr Nachbar? Ist er noch nicht bei Besinnung?“

„Schläft.“

„Nun, ihm fehlte sehr, sehr wenig zum Hinüberwandern.“

„Ist noch jung, hat es überwunden. Wie geht es dir?“

„Eh, mir! Der Teufel holt mich nicht!“

„Du bist dumm! Lohnt es sich denn, Hand an sich zu legen?“

„Ihr seid dumm, Alter! Was macht es euch aus! Wenn nicht heute, dann morgen. Und ich bin zweiunddreißig Jahre alt. Möchte noch leben. Aber wenn ich bedenke, daß ich auf ewig verurteilt bin... versteht ihr, Alter, auf ewig und noch auf vier Jahre... Ha, das ist nach Ihrer Meinung nichts? Nun, auf ewig, darauf würde ich spucken. Aber jene vier Jahre, einen Monat im Gefängnis in Ketten, den anderen im Karzer auf Ziegelkanten—schlafen,—da, Alter, heult der Mensch auf wie ein Wolf. Schaut, da würde

jeder denken: da mich die Mutter einmal geboren, so ist es besser zu sterben, als sich so zu quälen.“

„Und ich sage noch einmal: du bist dumm! Dulde, wenn du es verdient hast! Früher duldeten sie noch viel mehr!“

Der Alte hustete von neuem. Nach einer Weile fügte er hinzu.

„Schau, mich haben sie zwölf Jahre in der Untersuchungshaft gequält. Haben mir die Augen geraubt und noch auf zwanzig Jahre verurteilt. Da ist deine Ewigkeit nicht notwendig, denn ich erlebe sie gewiß nicht. Aber die Hände an sich legen, bewahre mich Gott! Was ich verschuldet habe, das werde ich auch büßen. Und du auch.“

„Ich sage mich ja nicht ab vom Dulden“, sprach die weite Stimme etwas weicher. „Nur die vier Jahre und die Ziegelkanten... Und wißt ihr, in der Nacht träumt man auf jenen Ziegeln so etwas... so etwas... Ach Alter! Träumt Ihr auch manchmal von den Juden, die ihr erschlagen habt?“

„Die Alten nicht, nur die kleinen Judenkinder und eine Jüdin. Sie war so herrlich... Immer sehe ich sie ganz in Weiß, die offenen Haare reichen bis zum Gürtel... Und immer als ob sie in die Kirche zur Taufe gehe... lächelt mir zu und zwinkert... Für die anderen strafen mich die Menschen, für sie wird mich Gott noch besonders strafen.“

III.

Ein anderer klarer Eindruck. Eine kalte, trockene Hand betastet mein Gesicht, Hals und Brust. Fühle im Schlaf ihre Berührung, wie das Kriechen eines ekligen Tieres, einer Raupe oder Kröte. Mein Körper zuckt zusammen, ich öffne die Augen. Und sehe: über mich neigt sich ein Greisenantlitz—gelb, runzelig, wie ein trockener Apfel, bis zur Hälfte mit einem langen, milchweißen Bart bewachsen. Doch diesem

Gesicht fehlt das, was Greisengesichter anziehend und sympathisch macht. Der breite Mund und die groben, blauen Lippen sind furchterregend, noch schrecklicher sind die Augen—ganz weiß, tot.

Bei dem Anblick dieses Antlitzes, das matt von den gelben Strahlen der Lampe beleuchtet wurde, zuckte ich noch einmal zusammen.

„Er lebt“, brummte der Alte, die Hand auf die Herzgend pressend.:

Ich will schreien, aber kann nicht: meinen Lippen entringt sich ein kaum hörbares Stöhnen.

„Schlafen Sie, Herr?“ fragte der Alte.

Ich schaue ihn ohne zu blinzeln an. Weiter sage ich mit großer Anstrengung:

„Nein.“

„Nun, Gott sei Dank, daß Sie am Leben sind! Ich dachte schon, Sie seien hinübergewandert.“

Und er legte sich von neuem, am ganzen Körper bebend und von einem Hustenanfall gequält, auf sein Lager.

„Schlaf ich lange?“ fragte ich.

„Schlafen! Schon einen Monat... Zwischen Leben und Tod. Gestern winkte der Doktor schon mit der Hand... Wie fühlen Sie sich jetzt?“

„Weiß ich es denn. Mir scheint, ich fühle nichts.“

„Liegen Sie still und rühren Sie sich nicht. Mit Gottes Hilfe werden Sie schon gesund werden.“

Er hustete von neuem und in den Pausen murmelte er etwas. Ob er zu mir sprach oder ob er betete, konnte ich nicht verstehen. Der Schlaf übermannte mich, ich schlief ein.

Seit jener Nacht begann ich zu mir zu kommen, wenn auch sehr langsam. Der Kopf schmerzte noch, der Körper war vollständig kraftlos, mich quälten schwere Träume und

besonders Gehörhalluzinationen. Im Schlaf erschien des Alten Husten wie ein hundertfacher Schuß aus einer Flinte über meinem Kopfe, oder wie das Knirschen und Rollen von Mühlsteinen, die neben meinem Bette aufgestellt sind; dann wieder hörte ich das Knarren einer hohlen Weide im Herbstwind. Ebenso verstärkten sich auch die anderen Töne, die in unsere Zelle drangen, für mein krankes Gehör ums Hundertfache und quälten mich. Aber ganz langsam verschwand das alles und ich kam zusehends zu Kräften. Nur das Gesicht des alten Herassim blieb furchtbar und abstoßend; ihm gaben weder die vielen Runzeln, die sein Angesicht durchfurchten, noch die feingefaltete Haut unter den blinden Augen, noch die tiefe Geduldsfalte, die steil von den Augen zu den Lippen führte und sich in dem Dickicht seines weißen Bartes verlor, ein anziehendes Gepräge. An sein Gesicht mit den schrecklichen, blinden Augen mit dem furchtbaren, gleichsam faulenden Munde, mit dem Munde des märchenhaften Menschenfressers, konnte ich mich gar nicht gewöhnen. Schneller gewöhnte ich mich an seine Stimme, eine gebrochene Greisenstimme, die manchmal, wenn ihm der asthmatische Husten ein paar Stunden Ruhe ließ, viel interessantes erzählen konnte.

Der alte Herassim erwartete den Tod. Er litt an Asthma, an Schlaflosigkeit, an Altersschwäche, ihn heilten und besahen die Ärzte schon nicht mehr, ein für allemal davon überzeugt, daß „aus ihm doch nichts mehr wird“. Jeder stärkere Hustenanfall konnte zum Bruch einer verkalkten Aorte führen, jeder kurze Schlummer konnte sein letzter Augenblick sein. Und dennoch lebte er, klebte wie eine eigensinnige Klette an dem elenden Leben. Manchmal lag ich ganz ruhig und schaute ihn stundenlang an; und mir schien, daß ich den alten Herassim etliche Male bei son-

derbarer Unruhe ertappte. Er lauschte angestrengt irgendwohin, auf irgend ein Etwas, bewegte sich unruhig auf seinem Lager hin und her, murmelte etwas und lauschte nach meiner Seite, als ob er mich beobachtete, als ob er etwas erwarte. Je mehr ich erstarkte, desto öfter beobachtete ich den unruhigen, aufgeregten Ausdruck im Gesicht des Alten.

„Was fehlt Ihnen, Herassim?“ fragte ich ihn einst. „Sie warten scheinbar auf etwas, oder fürchten etwas?„

„Auf den Tod, Herr. Erwarte und fürchte ihn.“

„Nun, auf den Tod warten wir alle und zu fürchten braucht man ihn nicht“, sagte ich.

„Ich meine nicht das... Was uns dort erwartet? Das ist schon Gottes Wille“, murmelte der Alte.

„Nun, was quält Sie denn? Man sieht es Ihnen an, daß etwas an Ihnen nagt.“

„Man sieht es mir an?“ stöhnte der Alte hustend. „Vielleicht nagt es auch; aber was ist zu machen?“

„Vielleicht würden Sie es lieber jemand sagen? Vielleicht würde Ihnen leichter“, sagte ich.

„Et!“ antwortete der Alte und verstummte. Ich fragte ihn nichts mehr.

IV.

Eines Tages räumte der unvollendete Selbstmörder, der auf ewig und noch auf vier Jahre verurteilt war, unsere Zelle; seine Wunden waren so weit geheilt, daß man ihn in seine gewöhnliche Kammer überführte. Ich blieb mit dem alten Herassim, dessen Zustand sich während der Zeit zusehends verschlimmert hatte, allein in der Zelle.

„Sind wir allein hier?“ sagte der Alte schwer atmend, eilig, kaum hörbar vor Aufregung.

„Nur wir beide.“

„Gott sei gelobt. Endlich habe ich es erwartet! Gott...“, flüsterte der Alte seufzend und hustend.

„Warum? War Ihnen jener Ewigkeitskandidat hinderlich?“

„Was geht er mich an!“

Der Alte brach ab, winkte mit der Hand, und als er ausgehustet hatte fügte er hinzu:

„Ich wollte nicht in seinem Beisein... Er ist schlecht... Ein Tier.“

„Meinen Sie das darum, weil er sich abschlachten wollte?“

„Das umgeht ihn nicht! Der Teufel streckt seine Tatzen nach ihm aus. Er läßt ihn nicht wieder los“.

„Wofür hat man ihn verurteilt?“

„Ja, sehen Sie! Hat fünf Menschen das Leben genommen. Aber davon ist nicht die Rede. Er ist nicht der einzige hier, der so etwas auf dem Gewissen hat; aber ein anderer hat doch noch Gott im Herzen. Die Sünde geht unter den Menschen umher. Es sündigt ein Mensch und büßt es dann. Aber es gibt Sünden... Nehmen wir diesen... Der Herr und die Herrin, den Sohn und das Dienstmädchen... Und das Dienstmädchen war seine Geliebte, ließ ihn in der Nacht herein, nicht ahnend, was er im Sinne hat. Sie dachte, er kommt zu ihr. Dort war aber noch ein Mädchen: als es ihn sah, fing es an zu flehen: „Alles was du willst tue ich für dich, gehe mit dir, will deine Dienerin sein, nur schenke mir das Leben!“... Er aber machte neben den Leichen der Eltern... nun, Sie wissen schon..., dann stand er auf, und stieß ihr das Messer ins Herz. Nun, hat solch ein Mensch Gott im Herzen? Und das, bedenkt, als Bursche mit neunzehn Jahren. Darum hat man ihn auch nicht gehängt, sondern auf ewig verurteilt.“

Der Alte lag fast ohne Atem; seine Erzählung hatte er keuchend, eilig flüsternd hervorgestoßen. Der Husten hob seine Brust. Sein Gesicht wurde blau, verzerrte sich vor Schmerz. Ich meinte, es sei diesmal das Letzte; aber nein, er kam wieder zu Atem.

„Was sind das für vier Jahre, die man ihm noch zur Ewigkeit hinzugefügt hat?“

Der Alte winkte mit der Hand.

„Dummheiten! Das hat er schon hier verdient. Er erstach einen Wärter.“

Im Korridor hörte man Schritte, Reden, entfernte Schreie und das Klirren von Schlüsseln.

„Wieder bringt man jemand her!“ sagte der Alte, aufgeregt lauschend.

Die Schritte und Stimmen entfernten sich. In unsere Kammer hat man niemand gegeben. Der Alte atmete schwer.

„Hören Sie, Herr“, sprach er, sich mit Anstrengung im Bette halb aufrichtend und mir sein schreckliches Gesicht zukehrend. „Ich möchte... ich möchte Ihnen etwas sagen“.

Aber da packte ihn der Husten. Er fiel geschwächt zurück. Der Anfall war stark. Man sah, daß der Alte mit seiner ganzen Willenskraft gegen die Krankheit ankämpft; krampfhaft knüllte er die Decke, mit der er bedeckt war.

„Beruhigen Sie sich“ sagte ich. „Sie sind jetzt sehr schwach. Reden Sie nicht. Versuchen Sie zu schlafen, vielleicht wird es Ihnen besser, dann sagen Sie es.“

„Fürchte... Söhnchen... fürchte, daß ich den morgigen Tag nicht erlebe... und möchte doch... noch vor dem Tode... bestimmt...“

Aber seine Anstrengungen waren umsonst. Es begann ihn zu würgen und er streckte sich bewegungslos au demf

Bette aus. Nur das Röcheln zeigte, daß das Leben noch nicht aus dem alten Körper entflohen war. Ich lauschte lange dem Röcheln. Nach einiger Zeit wurde es leichter, der Alte wurde leiser. Scheinbar schlief er.

V.

Es war Mitternacht. Mich erweckte wieder die Berührung seiner kalten Hand, die er vom Nachbarbett herüberstreckte.

„Schlafen Sie, Herr?“

„Nein, ich schlafe nicht.“

„Hören Sie. Ich wollte Ihnen... wollte Sie...“

Er stockte, als ob er nicht wisse, von welcher Seite er an die Sache herangehen sollte.

„Ich weiß, Herr... Sie sind für die Wahrheit hier, Sie kämpfen gegen die menschliche Ungerechtigkeit... dafür quält man Sie... Solange Sie hier in Bewußtlosigkeit lagen, sprach der Arzt mit dem Schließer nicht einmal darüber... Ich lauschte und in meinem Herzen... wissen Sie, so wie im Frühling der Schnee schmilzt... so leicht... fröhlich. Und ich erinnere mich... lange, lange... wissen Sie, schon dreißig Jahre schleppe ich mich durch die Gefängnisse... Zwölf Jahre in der Untersuchungshaft... sie schleppten mich in Rußland umher, der Teufel weiß wohin. Später vergaß ich schon, wie es draußen im Freien aussieht. Als man aber über Sie sprach... daß Sie den Menschen Erleichterung bringen wollen... das Unrecht vernichten... da erwachte in mir plötzlich...“

Er brach ab, verstummte. Das alles sprach er zusammenhanglos, abgerissen, manchmal lauter, dann wieder leiser, als ob er mit einer unsichtbaren Macht für jeden leichteren Atemzug, für jede Handvoll Luft, kämpfe. Für mich war

diese Wandlung in den Gedanken des alten Verbrechers etwas ganz Unerwartetes, ich lauschte schweigend.

Nach guten zehn Minuten begann der Alte von neuem:

„Hören Sie, Herr?“

„Ja.“

„Denken Sie nicht, daß mein Herz von Stein ist... ich bin auch... ich bin auch... Nun, jeder auf seine Art... Und jene Jüdin erscheint mir immer wieder, und so deutlich: sie bittet ums Kreuz. Ich sprach schon einige Male mit dem Popen darüber, bekannte, daß ich Geld vergraben habe. Er sagt: gib es der Kirche. Aber mich hielt etwas zurück. Nicht die Hoffnung, daß ich die Freiheit erlangen und es selber benützen könnte. Ich habe diese Hoffnung längst verloren, noch damals, als ich erblindete. Aber jetzt sehe ich, daß es ein guter Geist war. Wozu braucht die Kirche das Geld? Sie aber geben es zum Nutzen der Armen... Denn das ist nicht Kirchengeld, sondern bei armen Leuten gestohlenes... Wuchergeld: Mag es ihnen helfen, wie Sie anordnen...“

Wieder entstand eine Pause. Wieder befühlte mich der Alte, ob ich nicht schlafe.

„Sprechen Sie, sprechen Sie!—ich höre!“

„Sagten Sie etwas?“ fragte er. Ich rief lauter.

„Es scheint, ich höre nicht mehr. Höre meine eigenen Worte nicht mehr. Verlegt mir die Ohren. Wahrscheinlich naht schon mein Tod. Also hören Sie. Ich habe viel Geld—vierzig Tausend Dukaten... in einem eisernen Kästchen... sicher... vergraben... Ich weiß, Sie erlangen bald die Freiheit... dann gehen Sie, ohne zu zaudern... sagen Sie niemanden etwas... ganz, ganz in ihre Hände... Ich weiß, daß Sie es nicht unnütz vergeuden... meiner Seele wird es leichter, als wenn zehn Kirchen...“

Ein furchtbarer Hustenanfall unterbrach seine Rede.

„Wo sind sie denn versteckt?“ wagte ich ihn zu fragen. Aber er hörte doch wohl meine Frage nicht, denn wieder berührte seine kalte Hand mein Gesicht.

„Hören Sie... Gleich hinter dem Dorfe... ein Wäldchen, eine Fichte... jeder zeigt es Ihnen... durch den Wald fließt ein Fluß... am Fluß ein Stein... ein einziger... Dort wendet der Fluß nach Mitternacht... Aber Sie müssen hundert Schritte gegen Sonnenaufgang machen, dort stoßen Sie auf eine alte Eichenwurzel in der Mitte der Wiese... Merken Sie, eine eichene! Und unter der Wurzel...“

„Aber wo ist das? In welchem Dorfe, in welchem Kreis?“

„Was sagen Sie? Ich höre nicht! Reden Sie lauter!“ sagte er. In seiner Brust röchelte es schrecklich. Seine Hand erfaßte krampfhaft die meine und begann sie zu sich zu ziehen. Ich stand vom Bette auf und näherte mich ihm, neigte das Gesicht über seinen Kopf und schrie ihm in die Ohren:

„In welchem Dorfe?“

„Dorfe? Dorfe?“ wiederholte er kaum atmend. „Hör...“

Und mit beiden Händen zog er meinen Kopf zu sich heran. Seine großen, jetzt ganz weißen, blutleeren Lippen bewegten sich noch, als ob sie etwas sagten, aber es war kein Laut zu hören, nicht das leiseste Flüstern. Plötzlich preßte sich ein tiefer Seufzer aus seiner Brust, die Hände krampften sich und ließen meinen Kopf los, der Körper streckte sich, die Lippen wurden plötzlich blau und schlossen sich.

Der alte Herassim verschied, ohne ein weiteres Wort zu sagen. Die Wucherdukaten liegen noch jetzt irgendwo in ihrem sicheren Versteck. Ich war wahrscheinlich nicht

dazu bestimmt, die Dukaten für die Sache, die die Seele und Träume des alten Verbrechers in den letzten Tagen seines schweren Lebenslaufes erfüllten, zu verausgaben. Aber sie haben doch das ihre getan, gaben ihm eine Erleichterung in seinem trostlosen Leid.

Lemberg, im September 1902.

DIE BAUERNKOMMISSION

I.

E, was redet ihr jungen Jandrusse¹⁾ da!...

Gehen in der Städt auf den Fußstegen umher und ziehen die Portemonais aus den Taschen—eine große Sache! Und wenn sie die Polizei erwischt, was ist weiter dabei? Führen sie auf das Polizeiamt, schlagen sie dort, oder schlagen sie auch nicht, und damit endet die Geschichte. Euch gehört... Aber wo taugt ihr hin! Wenn ich euch nur davon erzählen würde, so liefe euch schon die Gänsehaut über den Rücken. Oder wißt ihr, was eine Bauernkommission ist? Dieser sollte mal so ein Lechkewitsch in die Hände fallen! Dort würde er erfahren, was der Pfeffer kostet.

Ich rede von mir. Es gab auch solche, die noch bitterere Kost schmecken mußten. Aber ich erfuhr auch etwas davon, und reichlich. Nun, was ist zu machen; wahrscheinlich ist dem Menschen solch ein Weg beschieden. Vom Schicksal, oder von bösen Menschen—wer weiß? Genug, es ist mal solch ein Leben! Ich verbringe jetzt schon das zwanzigste Jahr im Gefängnis; denkt ihr, das ist so lange wie ein Fingerwink? Bald läßt man mich heraus, und ich muß wieder an das alte Handwerk—in fremde Kammern steigen. Ich muß es, denn was soll ich sonst treiben, wovon leben? Habe kein Feld, kein Haus, kenne kein Handwerk. Arbeit gibt mir niemand; es bleibt mir nur eins, die Diebeskompanie. Das ist auch ein schnelles Pferd—einen Tag fährst, in einem Augenblick fällst, und wieder hierher. Hier ist es noch nicht am schlimmsten. Es kam schon oft salzig

¹⁾ Jandrus—im Verbrecherdialekt—jugendlicher Verbrecher.

und bitter, besonders wenn ein Mensch den Bauern in die Hände fällt. Dann flehe, oder flehe nicht, weine, oder weine nicht, es hilft alles nichts.

So fiel auch ich einmal in einem Dorf—in welchem und wo, wozu braucht ihr das zu wissen?—Genug, ich brachte dort einen reichen Bauer in Ordnung. Arbeit war genug. Die Kammer, seht ihr, war wie eine Hülse, voll allerlei Gut. Wir hatten das nicht gehofft und kamen mit leeren Händen. Einer aus jenem Dorf wies uns den Weg. Wir waren unserer drei bei jener Sache: wir nahmen mit was leichter war und was wir tragen konnten, teilten uns und machten uns auf die Beine. Bah, die Bauern hatten es bemerkt, fanden die Spur—nun wie und wohin, das braucht ihr auch nicht zu wissen—genug, mir nach. Drei Meilen vom Dorfe erwischten sie mich.

Der Herbst war angebrochen. Man führte noch den Hafer ein, begann Kartoffeln zu graben. Auf dem Felde waren wenig Menschen. Die Sonne brannte noch. Sie banden mir die Hände auf den Rücken und jagten mich ins Dorf.

Wir holten Salz Händler mit vollen Fuhren ein.

„Gott helfe!“

„Gott helfe!“

„Wo führt ihr diesen Kumpan hin?“ zeigen sie auf mich.

„Ein guter Mann“, sagen meine Wächter, „ein Dieb.“

„Ah, so! Nun, es würde nicht schaden, wenn man ihm einen Denkkettel anhängen würde,“ sagt einer der Salz Händler.

„Ja, das ist so; daran wird es auch nicht fehlen.“

„Vielleicht erlaubt ihr uns einen kleinen Teil dazuzugeben?“

„Wie ihr wünscht“, antworten die Meinen lachend.

Der Salz Händler der letzten Fuhre näherte sich mir.

„Nun, Herr, bleibe stehen!“

Ich bleibe stehen.

Er stülpte mir die Hosen bis über die Knie und band sie mit einer Schnur fest.

„Nun, jetzt geh!“ sagte er und ließ mich an sich vorbeigehen. Kaum hatte ich ein paar Schritte gemacht, da fühlte ich, als ob sich eine Schlange an meine beiden Beine angesaugt hätte. Der Salzhändler hatte mich aus voller Kraft mit der Peitsche auf die Beine geschlagen, so daß ich vor Schmerz in die Höhe sprang.

„Hops, Herzchen“, schrie der Salzhändler und lachte, und alle anderen lachten mit. Die Drahtschnur, dazu noch voller Knoten gebunden, schnitt den Körper wie mit Messern! Und die Knoten saugten sich wie Blutegel ins Fleisch. Ich sprang schnell an der anderen Fuhre vorbei,—der zweite Salzhändler tat dasselbe. Ich an der dritten vorbei,—dasselbe. Es waren ihrer sechs; und bis ich allen vorbei kam, waren meine Füße wie mit Messern zerschnitten und das Blut überströmte die Spuren. Ach, jene Salzhändler behielt ich fest im Gedächtnis. Ich erfuhr, aus welchem Dorfe diese Höflichen stammen—und habe sie später an mich erinnert!.. Meine Wächter aber lachen und loben die Salzhändler, weil sie auf solche Gedanken kamen.

„Oh, wir wissen, wie man mit solchen Herren umgeht!“ prahlte einer. „Seht ihr, Schlimmes widerfährt ihm nicht, aber ein Andenken wird er haben. Cha, cha, cha, cha!“

II.

Es war noch lange vor Abend, als wir ins Dorf kamen. Sie führen mich zum Schulzen. Wir kommen hin, er ist nicht zu Hause—aufs Feld gefahren. Nur die Frau des Schulzen macht sich im Hausflur zu schaffen.

Sie schaute mich schief an.

„Kann man nicht erfahren, Gevatterin,“ fragen meine Begleiter, „wo wir ihn unterbringen könnten?“

„Wie soll ich das wissen? Laßt ihn wo ihr wollt, nur nicht hier. Wozu brauche ich die Scherereien!“

Und ich stehe und flehe sie mit den Augen an, daß sie mich erbarme... Denn ich weiß schon: wenn nicht beim Schulzen, dann muß ich bei dem nächtigen, wo ich zu Gaste war. Nun, dort werde ich es ganz gewiß nicht gut haben.

Unterdessen hatte sich die Nachricht im Dorfe verbreitet, daß man den Dieb gebracht hat. Alles was in den Häusern war kommt gelaufen, Sie stellen sich am Zaune auf und schauen; einige verfluchen mich, andere drohen, etliche stehen einfach so. Da kam auch der Wirt, bei dem wir gestohlen hatten, und drängt sich durch die Menge. Hoch, stark, mit rotem Gesicht, ein richtiger Henker. Er näherte sich mir, schaute mich an...

„Ah, das bist du? Nun, wir werden uns bekannt machen!“

Ich schweige.

„Gevatter,“ sagt er zu einem von denen, die mich gebracht hatten, „führt ihn zu mir, dort ist er am sichersten. Ich werde ihn schon hüten.“

„Richtig, führt ihn dorthin, dort ist er am sichersten“, rief die Frau des Schulzen, die unter der Tür stand.

„Sobald er kommt, sage ich es ihm; dann wird er schon einkommen.“

Man führte mich ab. Mein Wirt geht voraus und knirscht vor Wut mit den Zähnen. Dann trat er zum Zaun und brach einen Pfahl ab.

„Hierher mit ihm!“ rief er, auf seinen Hof einbiegend; er ließ mich an sich vorbei und holte aus. Er hätte mir be-

stimmt schon hier den Garaus gemacht, aber die anderen ließen es nicht zu.

„Nein, Gevatter“, sagte einer, „so darf man nicht! Ihr erschlagt ihn und wandert noch selbst ins Gefängnis.“

„Wer, ich?“ schrie er. „Für solch einen Banditen? Einen solchen zu töten ist gewiß keine Sünde.“

„Nein, Gevatter, redet nicht so. Schrecken kann man ihn, daß er sich ein ander Mal nicht an fremdem Gut vergreift, aber erschlagen nicht. Er ist auf Eurer Verantwortung.“

„Ich werde ihn schon so schrecken, daß er bis an sein Lebensende zittern wird!“ schrie der Wirt und indem er sich mir näherte, schlug er mir mit der Faust zwischen die Augen. Ich fiel wie ein Sack auf die Erde, vor den Augen wurde es dunkel, das Bewußtsein verließ mich.

III.

Ich erwachte. Die Sonne war am Untergehen. Ich sitze auf einer Bank, mein Hemd ist naß; man hat mich also mit Wasser begossen, um mich zum Bewußtsein zu bringen. Das Gesicht ist geschwollen, ich fühle aber absolut keinen Schmerz, als ob mein ganzer Körper gefühllos wäre. Im Hause ist Lärm. Einige Männer sitzen unter dem Schuppen, einige auf dem Zaune. Sie plaudern und schielen mich an.

„Der Schulze! Der Schulze!“ ertönte es.

Einer sprang auf und öffnete das Tor.

Der Schulze kam herein, ein kleines dickes Männchen von gutmütigem Aussehen. Sein Gang war trippelnd. In der Hand einen Kirschenstock, wie ein Gabelstiel. Er trat zu mir.

„Nun, mein Lieber, hat man dich gefangen? Siehst du? Hattest du das nötig? Und jetzt hat die Gemeinde ihr Elend mit dir und muß dich bewachen, bis sich Zeit findet dich dem Gericht zu übergeben. Jetzt ist Arbeitszeit, Söhnchen, niemand ist frei.“

„Herr Schulze“, wagte ich zu bitten, „erlauben Sie, daß ich diese Zeit bei ihnen verbringe.“

„O, o, o,“ rief der Schulze, „es ist unmöglich, mein Lieber, ganz unmöglich! Hier beleidigt dich Gevatter Mathus nicht, fürchte dich nicht, er bewacht dich gut. Bleib hier bis zum Sonntag, mein Söhnchen, dann bringen dich Gevatter Mathus und die Geschworenen in die Stadt.“

Das war am Donnerstag; also noch zwei Tage—dachte ich.—Was war zu tun? Ich mußte mich gedulden,

„Nun, und jetzt, mein Söhnchen. stehe auf, wenn ich mit dir rede,“ sagte der Schulze.

Ich stand auf.

„Komm her.“

Ich trat in die Mitte des Hofes.

„Leg dich hin, Unglücklicher!“

Ich schaute ihn an.

„Nun, mein Lieber, hörst wohl nicht was ich sage? Leg dich! Ich der Gemeindevorsteher, hafte für dich, aber ich habe auch das Recht, dir fünf Hiebe zu geben, nicht mehr.“ Ich hatte noch nie von solchem Recht gehört; aber was war zu machen?..

„Gevatter Geschworener, nehmt mal diesen Kirschenstock und gebt ihm, was ihm von Rechts wegen zukommt!“ sagte der Schulze; und nachdem er fünf abgezählt hatte, machte er sich zum Gehen bereit. „Und Sie, Gevatter Mathus, hütet ihn und gebt Acht, daß ihm nichts geschieht. Die Gemeinde muß ihn lebend zum Gericht bringen... Vergessen Sie nicht, er muß lebendig sein!“ sagte er lächelnd und das Wort „lebendig“ betonend. „Ich komme morgen früh her. Bleibt gesund!“

IV.

Bis mich der Geschworene in Ketten legte, wurde es schon ganz finster. Mathus stand daneben, wie der Teufel bei der

Seele; er wartete bis der Geschworene geht. Endlich war es so weit.

„Nun, mein Herr, jetzt sind wir allein, nicht wahr?“ preßte er durch die Zähne, die Kette haltend, mit der ich an Händen und Füßen gefesselt war. Plötzlich riß er an der Kette. Ich fiel rücklings nieder und schlug mit dem Kopf auf die Erde.

„O, soviel ich sehe, bist du betrunken!“ lachte er. „Und ich wollte dich zum Abendbrot einladen. Nun, steh auf, geh.“

Ich stand auf und er schleppte mich in die Stube.

Im Ofen brannte Feuer. Seine Frau lief in der Stube hin und her, sie kochte das Abendessen. In der Ecke saß eine alte Frau, die Mutter des Wirtes. Beide Frauen waren bleich und zitterten, als sie mich erblickten. Sie wagten es selten, mich anzuschauen; und wenn sie es schon taten, so war der Blick so mitleidsvoll, so mitleidsvoll...

Mathus setzte mich auf eine Bank. Er selbst setzte sich fauchend wie ein Blasebalg, ans Tischende. Plötzlich sprang er auf, schlug mit der Faust auf den Tisch daß es dröhnte und schrie:

„Nein, ich lasse ihn nicht lebend aus den Händen! Mag geschehen was da will, aber einen solchen Banditen lasse ich nicht lebend aus meinem Hause!“

Die Frauen kreischten auf, wie auf ein gegebenes Zeichen.

„Mathus! Söhnchen! Gott behüte und bewahre dich. Das Gestohlene ist doch wieder da. Und du möchtest dir solche Sünde auf die Seele laden! Fürchte Gott!“

„Und er fürchtete Gott, als er in meine Kammer kroch?“

„Das ist seine Sache... Mag er das selbst mit seinem Gott abmachen!“

„Nein, ich helfe ihm. Ich zähle ihm vorerst mal alle Knochen. Komm mal her, mein Herr!“

Und er packte mich wieder an der Kette, hob mich von der Bank auf und schleuderte mich zur Erde. Dann trat er mit dem Stiefel auf meine Brust, drehte die Kette so zusammen, daß ich mich in einen Knäuel verwandelte und mein Kreuz knackte. Vor den Augen wurde mir dunkel. Ich sah nur noch, wie er mit dem Stiefel ausholte. Dann fühlte ich Schmerzen in der Brust, im Kreuz, in der Seite—und dannühlte ich nichts mehr...

V.

Ich kam wieder zu Bewußtsein. Im Ofen glimmten Kohlen, in der Stube war es still und dunkel. Ich liege wie eine Schnecke zusammengerollt unter der Bank. Rühre ich mich—ein furchtbarer Schmerz. Jedes Knöchelchen, jedes Fleckchen... Die Kehle ist trocken und brennt. Ich stöhne.

Ein dunkler Schatten huscht durch die Stube, unhörbar. Ich sehe ein gelbes runzeliges Gesicht, es neigt sich über mich, eine zitternde, kalte Hand streicht über mein Gesicht.

„Lebst du noch, mein Söhnchen?“

„Ja!.. Wasser!..“ stöhnte ich.

Die Großmutter gab mir Wasser.

„Trinke schneller, denn wenn er kommt, dann bin ich verloren! Der Unmensch!“ flüsterte die Alte. „Du Armer, Unglücklicher; aber wie kann ich dir helfen?“

„Gott vergelte es euch!“ flüsterte ich.

Die Tür knarrte. Die Alte verschwand wie ein Schatten; und als der Wirt hereinkam, hüstelte sie schon auf dem Ofen.

„Nun, ist der Dieb noch nicht zu sich gekommen?“ fragte er.

„Zum Teufel! Wenn der Hund krepirt, so kann es noch wirklich ein Elend geben.“

Mir wurde es etwas leichter. Jetzt, denke ich, erbarmt er sich vielleicht und lockert meine Ketten. Aber wol der brummte und brummte, löschte die Glut im Ofen und legte sich schlafen.

„Einerlei“, höre ich noch, „wenn er lebt, so wird er morgen noch leben, wenn nicht, so mag ihn der Teufel holen!“

Jene ganze Nacht schloß ich kein Auge.

Was ich in jenen wenigen Stunden erlitten habe, das hätte mir ganz gewiß, in kleinere Portionen verteilt auf zehn Jahre gereicht. Ich hoffte schon, Blutsturz zu bekommen und flehte zu Gott, er möge mir den Tod schneller schicken. Aber wo denn! Einem anderen, Glücklicheren, hätte es sich vielleicht auch erfüllt; aber mir nicht. Ob so oder anders, aber jene Nacht war wohl die längste und schwerste in meinem Leben. Wenn mir die Alte nicht Wasser zu trinken gegeben hätte, so hätte ich es gewiß nicht ausgehalten. Aber wahrscheinlich war es mir bestimmt, auszuhalten!

VI.

Der Morgen graute. Man stand auf. Mein Wirt trat vor allen anderen zu mir. Er lauscht—ich atme. Er seufzte erleichtert auf.

„Ah, du lebst noch?“ schrie er. „Nun, bitte Gott, weil er dich noch länger in meinen Händen läßt. Aber das, was dich noch erwartet, kannst du nicht abbitten. Wenn wir dich nur lebend in die Stadt bringen, dort kann dich auch der Teufel holen!“

Der Esel! Er rechnete auf seine Art, und ich auf meine; und es kam doch so, wie ich es wollte!

Er zog mich unter der Bank hervor, drehte die Ketten auf.—O, Gott sei Lob und Preis! Im Kreuz wurde es leichter, die Welt war wieder dieselbe. Aber auf die Füße konnte ich mich beim besten Willen nicht stellen. Er stieß mich mit den Füßen bis in den Hof. Der Frau befahl er, das Blut in der Stube aufzuwischen.

Ich sitze wieder auf der Lehmbank.

Der Morgen ist kalt. Der ganze Körper ist so hölzern, daß ich keinen Schmerz fühle; nur im Kopfe summt es und in der Brust sticht es, wenn ich atme. Im Haus heizte man den Ofen, der Rauch trieb in schwarzen Klumpen über das Dach herab, mir in die Augen. Mir kamen die Tränen, ich hustete,—ich schwieg. Der Wirt ging unterdessen zum Vieh, gab den Ochsen Futter und Wasser; als er an mir vorbeiging, konnte er sich nicht enthalten, mir mit dem Halfter über den Kopf zu schlagen. Ich höre, er macht sich mit dem Pflug zu schaffen; er fährt also auf's Feld pflügen. Ich war schon etwas getröstet. Wenigstens den Tag über wird mein Henker nicht da sein, denke ich.

Da höre ich Lärm. Der Schulze steht mit dem Geschworenen vor dem Tore. Er kommt näher, beschaut mich und lächelt.

„Nun, mein Fischchen, hat man dich hier gut aufgenommen?“

Ich atme kaum, bin blutüberströmt.

„Warum sprichst du denn nicht, Herzchen? Rede, fürchte dich nicht, ich mache dir nichts.“

„Herr... Schulze,“ stöhne ich, „eine zweite... solche Nacht... halte ich nicht aus.“

„Hälst es nicht aus, mein Seelchen?“ lächelte der Schulze, „Nein, fürchte nichts, wirst schon aushalten. Solche, wie du, können aushalten. Und jetzt, mein Teurer: weißt du, was dir von mir gehört?“

Ich schaute ihn an.

„O, bist du aber von kurzem Gedächtnis, mein Täubchen. Nun, steh mal auf und strecke dich aus! Ich habe das Recht, dir zum Frühstück fünf Hiebe zu geben, nicht mehr. Herr Geschworener, nehmen Sie diesen Stock und geben Sie ihm gehörig.“

„Und Sie, Gevatter,“ sagte er zu meinem Wirt, der eben herbeikam, „müssen ihn morgen nachmittag in die Stadt bringen. Es fahren Sie, der Herr Geschworene hier, ich, nun und der Arrestant.“

Also morgen! Mein Wirt schaute mich so wütend und wild an, als ab sein Todfeind ihm aus den Händen gerissen werde, den er doch gleich erwürgen wollte. Bei dem Gedanken, daß ich noch eine Nacht bei diesem Manne ohne Herz verbringen sollte, schauderte mich. Wofür soviel Qual? Die Wahrheit zu sagen, hatten wir ihn vielleicht um hundert Taler bestohlen, wovon er den größten Teil wieder zurückbekommen hatte. Und der Bauer war reich! In seiner Kammer hätte man mit guten Händen noch weit besser arbeiten können!

VII.

„Der Gevatter bleibt den Tag über hier, um den Arrestanten zu bewachen“, sagte der Schulzé weggehend.

Der Geschworene besah meine Kette und den Klotz, dann setzte er sich auf die Schwelle und plauderte bald mit dem Wirt, bald mit der Wirtin oder mit der Alten. Der Wirt zog den Pflug aus der Scheune, brachte das Joch heraus und ging zu den Ochsen. Mittlerweile hatte die Frau auch das Mittag gekocht. Sie ruft den Wirt ins Haus.

Und ich bin doch so schwach, so krank, so hungrig, daß sich Gott erbarme. Und noch auf der Lehmbank, im Schatten; es ist so kalt da, obwohl die Sonne schon ziemlich hoch

steht. Ich krieche an die Sonne, setze mich auf einen Stein und blicke sehnsüchtig nach dem Hausflur. Ich höre, wie sie dort mit den Löffeln klappern, wie sie reden und den Geschworenen zum Essen einladen.

„Mit Gott, der Herr segne es!“ antwortet der Geschworene (er sitzt auf der Schwelle mit dem Rücken zu mir). „Ich habe etwas gefrühstückt,“ sagte er. „und bald bringt mir meine Frau das Mittagessen her.“

An mich denkt niemand. Und die Krautsuppe verbreitet einen so appetitlichen Geruch, solch einen Geruch!.. Herrgott! mir scheint, das halbe Leben würde ich für ein Schüsselchen hergeben!

Das Mittag war zu Ende. Der Wirt ging zu den Ochsen. Da sehe ich plötzlich: die Alte bringt mir verstohlener Weise ein Schüsselchen Suppe.

„Dich Armen haben alle vergessen,“ sagte sie. „Nimm, du Waise, iß, stärke dich ein bißchen! Aber schnell, daß es jener Herodes nicht sieht!“

„Mag es euch Gott hundertfältig vergelten, Großmutter“, flüsterte ich und nahm das Schüsselchen. Meine Hände und Knie zitterten vor Angst. Aber wo! Kaum habe ich ein bißchen getrunken, da kommt schon der „Herodes“ herbei. Kaum sieht er es, da flammt er wie Feuer auf.

„Was“, schrie er, „ihr füttert den Verbrecher mit meiner Arbeit? O, heißes Pech sollte er fressen!“

Mit diesen Worten riß er mir das Schüsselchen aus den Händen und warf es der Alten nach; ein Glück, er traf sie nicht. Die Schüssel zerschellte in kleine Scherben, denn sie fiel auf einen Stein. Die Alte entfloh; er wandte sich mir zu.

„Wenn du hier vor Hunger umkommen solltest, auch dann würde ich dir nichts zu essen geben. Meine Hand würde vertrocknen und Gott mich nicht mehr segnen!“

„Aber, Gevatter, bedenken Siel“ sagte der Geschworene.

„Was? Mir hat der Schulze befohlen, ihn zu bewachen; aber den Dieb zu füttern, dazu kann mich niemand zwingen, dazu hat niemand das Recht!“

Und er ging zu den Ochsen. Als er aber an mir vorüberging, stieß er mir aus voller Kraft mit dem Stiefel vor die Brust. So wie ich auf dem Stein saß, fiel ich auf den Rücken und wußte weiter schon nicht mehr, was mit mir geschah. Ich fühlte nur, daß es mir plötzlich den Atem benahm, als ob man mir die Kehle mit einer Schnur zuziehe. Als ich zu mir kam, lag ich schon an einer anderen Stelle, mit Wasser begossen; um mich machte sich die Alte und der Geschworene zu schaffen. Bei jedem Atemzug stach es ganz furchtbar in der Brust. Sehr ihr, der Knochen war gebrochen, so daß er noch jetzt baumelt.

VIII.

Die Sonne stand hoch und brannte wie Feuer. Der Geschworene ging unter den Schuppen und als er das Mittag, das ihm seine Frau brachte, gegessen hatte, setzte er sich auf einen Klotz und schlummerte. Die Wirtin arbeitete im Haus, die Alte ging wie eine Glucke hin und her. Sie hatte Mitleid mit mir, fürchtete sich aber.

„Großmutter“, sage ich zu ihr, „Gott wird euch das Leben verlängern, gebt mit etwas zu essen!“

„Wenn ich mich aber fürchte, mein Söhnchen.“

„Habt keine Angst! Der Geschworene verbietet es nicht und „er“ ist fort.“

Die Alte überlegte eine Weile, dann ging sie in's Haus, handelte eine Weile mit der Wirtin und brachte mir eine andere Schüssel mit Suppe, ein Stück Brot, Grütze und Milch, so daß ich etwas erstarkte. Herrgott, — denke ich, — wenn

ich doch irgendwie in die freie Welt könntel! Jetzt fände sich vielleicht noch Kraft genug zur Flucht.

Die Alte brachte ihr Spinnrad heraus, setzte sich auf die Lehmbank und fing an zu spinnen. Der Geschworene fing ein Gespräch mit ihr an, verstummte aber bald. Es stand eine schreckliche Hitze.

„Herr Geschworener!“ stöhnte ich. „Erbarmen Sie sich über mich Zerschlagenen, Gequälten! Sehn sie nur, wie hier die Sonne brennt! Erlauben Sie mir, hier in der Scheune ein wenig zu ruhen. Denn wenn der Wirt kommt, dann sehen meine Augen die ganze Nacht keinen Schlaf.“

„Ja, das ist wahr!“ bestätigte die Alte. „Was er diese Nacht ausgehalten hat, davor möge Gott uns bewahren! Ich weiß nicht, wie er mit dem Leben davon kam.“

Der Geschworene zauderte.

„Entfliehst du auch nicht, Herr?“

„Fürchten Sie Gott, wie kann ich denn entfliehen? Ich kann kaum einen Schritt tun! Wenn ich nur lebend die Stadt erreichen und mich dort in's Spital legen könnte. Auch meine Kette ist so schwer. Wenn ich wenigstens ein bischen auf dem Stroh schlafen dürfte.“

„Erlauben Sie es ihm, erlauben Sie es, Herr Geschworener“, sagte die Alte, dort ist Stroh von vorgestern, auch ein Kissen und der Pelz, mit dem sich der Wirt deckte. Wenn er die Tür öffnet, dann sieht man es von hier. Wo kann denn der entfliehen?“

„Nun, wegen mir, geh und schlafe“, sagte der Geschworene und rollte seinen Klotz so zurecht, daß er mich jeden Augenblick sehen konnte.

Gott sei gelobt! — dachte ich und kroch auf allen vieren in die Scheune. Dort legte ich mich hin, deckte mich mit dem Pelz zu, — ach wie leicht es mir wurde! Ich fühlte neue

Kraft, eine wahnsinnige Kühnheit in mir. Ich liege auf dem Rücken und schaue. Die Balken sind bis an die Sparren mit Garben zugelegt. An den Sparren ist ein leerer Platz, so daß man durchkriechen kann. Wenn ich nur dorthin gelangen könnte — denke ich, — dort wäre es schon ein Kleines. Das Dach würde ich durchlöchern, mich dann herunterlassen und hinter der Scheune in den Garten — und dort... aber ich hatte keine Lust nachzudenken, was „dort“ sein wird, wenn ich nur erst dort wäre. Ich schaue weiter. Der Geschworene nickt mit der Nase, die Alte spinnt. Wenn ich es leise machen könnte, — so würden sie es nicht hören, und bis sie dahinterkämen, verstriche eine gute Weile. Aber die eiserne Kette, mit der meine rechte Hand und der linke Fuß gefesselt war! Was soll ich damit anfangen? Nun — denke ich, ich muß versuchen, ob sich der Ring nicht von der Hand schieben läßt. Packe einmal an — genug. Noch einmal — geht nicht, obwohl auch nicht viel fehlt. Ah, — denke ich, — und wenn die Haut mitgeht, das ist alles Kleinigkeit! Aber noch habe ich Angst: Wenn es dem Geschworenen einkäme, nachzusehen! Ich überlege, soll ich noch warten? Werde vorerst dünne Seile aus Heu drehen, um damit die Ketten zu umwickeln, damit sie nicht klirren. Das Heu lag in der Ecke; ich nahm eine Handvoll, und die Hände unter dem Pelze haltend, winde ich Heuseile und spähe nach allen Seiten. Plötzlich sehe ich, mein Geschworener steht auf, schaut sich um und kommt zu mir.

„Nun, Dieb, schläfst du?“

„Ich schlummere.“

Er kam näher, sah mich an und ging wieder auf seinen Klotz.

IX.

Jetzt ist es Zeit! — dachte ich und befeuchtete die gefesselte Hand mit Speichel, damit das Eisen leichter herabgleite. Als ich daran zog, glitt es herab, obwohl die Knochen der Finger knackten. Nun, Gott sei Dank, die Hand wäre frei! Schnell umwand ich die Fesseln mit den Heuseilen, band sie an den Fuß und zog die Hosen darüber. Und jetzt auf die Balken! Ich blickte mich um: der Geschworene schlummerte unter dem Schuppen, die Alte spinnt. Gut! Leise, leise kroch ich unter dem Pelz hervor, aber so, daß er ebenso liegen blieb und es von ferne schien, als läge ich auf dem Platze. Als ich unter dem Pelz hervorgekrochen war, huschte ich in die Ecke, wo man mich vom Schuppen aus nicht mehr sehen konnte. Jetzt an der Wand in die Höhe, auf den Querbalken. Es war schwer, aber die Angst gab mir Kräfte. Als ich schon auf dem Balken war, hängte ich mich an den Dachsparren, und mich an dem Sparren haltend, kroch ich an den Latten wie auf einer Leiter bis zum First. Eins — zwei, war ein Loch fertig, — die Schnüre biß ich mit den Zähnen durch und schob etliche Garben beiseite. Durch die Öffnung zwängte ich mich ins Freie. O Gott, wie herrlich erschien mir die Welt, als ich so zer schlagen, gequält und zitternd den Kopf aus dem Dach steckte, wie die Ratte aus dem Mehl. Weiter, weiter! Vom Dach auf die Erde, in den Garten, durch den Garten zum Fluß!.. Es war keine Zeit zum Besinnen — heida ins Wasser! Über dem Fluß war eine Wiese, weiter Weidengebüsch, Schilf und weiter — weiter unbegrenzt Wiesen mit Heuschobern, wie mit Sternen besät.

Ich sprang ins Wasser, so wie ich stand; und das Wasser erfrischte mich so, daß ich in einem Augenblick am

andern Ufer war. Ich lief über die Wiese und — husch, ins Gebüsch. Hier bin ich Herr! Wer kann mich hier finden? Jetzt darf ich auch an Ausruhen denken. Ich lausche: oho! im Dorfe ist Geschrei, Laufen, Rufen, Lärmen! Man läuft durch den Garten, sucht, berätet sich. Atsch, — denke ich, — sucht jetzt den Wind im Feldel

Jetzt rasch durch das Gebüsch und auf die Wiese. Wo Leute beim Heu waren, umging ich sie, mich hinter den Haufen versteckend. Die Wiesen ziehen sich in jenen Gegenden weit — weit am Flusse entlang. Sie gehören mehreren Herren. Stellenweise sind noch Haufen, stellenweise schon Schober, dort sind keine Menschen mehr.

Es dämmerte. Ich bin furchtbar zerschunden, durstig, der ganze Körper schmerzt. Ich muß so bald wie möglich irgendwo ausruhen. Ein großer Schober auf dem Hügel am Fluß scheint mir geeignet. Der Schober war schon lange aufgesetzt, mit Stroh bedeckt und kreuzförmig mit Weidenruten überbunden. Ich kroch an den Ruten in die Höhe, machte mir ganz auf der Spitze ein Loch so groß, daß ein Mensch darin Platz hatte, das übrige Heu steckte ich hinter die Ruten. Dann zum Wasser. Ich entkleidete mich ganz, wusch die Lumpen vom Blute rein und badete mich. Wenn ihr damals meinen Körper gesehen hättet ganz blau mit unzähligen Blutbeulen bedeckt...

Ich badete so lange, bis meine Lumpen am Ufer getrocknet waren; dann kroch ich in meine Höhle. Hoch, damit mich niemand von der Erde erreichen konnte und so, daß mein Kopf verdeckt war, ich aber weit und breit alles sehen konnte. Aber ich schaute nicht lange ringsum. Leer, keine lebende Seele. Als ich nach jenem Abenteuer einschlief, — ich sage euch, zwei Tage verließ ich meine Höhle nicht. Manchmal fühlte ich mich so schwach, daß ich weder Hand

noch Fuß rühren konnte und den Tod herbeiwünschte dann wieder durchflutete mich eine neue Kraft und ich dachte darüber nach, was weiter zu tun sei.

X.

Was weiter? Zwei Tage lag ich so ohne Bewegung, länger konnte ich nicht aushalten. Ich machte meine Pläne, wartete bis zum Abend und verließ mein Versteck. Und selbstverständlich in dasselbe Dorf! Dort hatte ich einen Bekannten. Ich ging zu ihm, aß mich satt, stärkte mich, und noch in derselben Nacht stiegen wir jenem Bauer in die Kammer. Nun, wir haben ihn gut geputzt, so daß er sich über uns nicht beklagen konnte! Ich war ihm so unhold, daß ich zwei Pelze, die ich nicht mitnehmen konnte, in Stücke zerschnitt.

Nicht nur einmal fragte ich später Bekannte, was mein Wirt macht. Sie lachten und erzählten, daß er zuerst auf die Alte losgestürzt sei und sie fast erschlagen habe, weil er meinte, sie hätte dem Dieb zur Flucht verholfen. Aber als man ihn vollständig ausputzte, dann sei er still geworden. — Er fürchtet — sagte man, — daß man ihm das Haus anzündet.

„Ein dummer Esell“ sage ich. „Sagt ihm, er soll keine Angst haben. Ich bin nicht so einfältig wie er, daß ich stehle und eine Spur hinterlasse. Für Brandstiftung ist eine große Strafe vorgesehen, und Nutzen habe ich keinen davon. Sagt ihm, er möge seine Kammer wieder mit allerlei Gut anfüllen, ich werde ihn dann aus alter Bekanntschaft wieder einmal besuchen.“

Lemberg, im Februar 1881.

EIN GUTER VERDIENST

Ich bin ein armer Mann. Land habe ich keinen Schollen, alles in allem ein Häuschen — und das ist alt. Habe eine Frau, zwei Kinderchen, alle Gott sei Dank gesund; man muß doch von etwas leben, muß sich doch irgendwie durch die Welt schlagen. Meine beiden Jungen — einer vierzehn-, der andere zwölfjährig — hüten bei guten Leuten das Vieh und bekommen dafür Essen und abgelegte Kleider. Die Frau spinnt, verdient auch ein wenig. Nun, und ich Alter, was habe ich für einen Verdienst? Ich gehe manchmal in das nahe Wäldchen, schneide Ruten und binde Besen. Am Montag nehmen die Frau und ich je ein Bündel auf den Rücken und tragen sie nach Dragobitschi auf den Markt. Es bringt ja auch keinen großen Verdienst, drei — vier Kreuzer für den Besen, und davon zahle ich noch dem Herrn für die Ruten, — nun, es bleibt wenig davon übrig. Aber was ist zu machen? Man muß doch verdienen, muß sich durch die Welt schlagen.

Was haben wir auch für ein Leben! Kartoffeln und Krautsuppe, manchmal irgend eine Grütze und Brot, welches gerade da ist: wenn Kornbrot, dann Kornbrot: Gersten- oder Haferbrot, auch für das danken wir Gott. Im Sommer ist noch die halbe Not. Man kann doch bei einem Reichen was verdienen: hier bewachst du die Bienenstöcke in einem Garten, dort hilfst du beim Heumachen und Binden, wenn nicht das, gehst und fängst mit dem Netz ein paar Fische oder suchst Pilze im Wald, — nun, und im Winter fehlt dies alles. Was wir von den Leuten für die Arbeit bekommen, davon leben wir auch; oft ist auch Schmalhans Küchenmeister. Ja, so leben die Armen!

Nun, seht ihr, es fand sich noch ein guter Mensch, der unser Leben beneidete. Mir scheint, Alter, du hast zuviel Hab und Gut, wirst am Ende noch fett und ausgelassen! Ja, da hast es! Und gab uns so, daß uns Gott helfe und bewahre!

Hört, wie das zugging.

Einst gehe ich, die Besen auf den Schultern, durch die Stadt und sehe mich nach allen Seiten um, ob nicht jemand winkt oder eine Judenfrau zuruft: „Mann, Mann was kosten die Besen?“ Ringsherum war viel Volk, es war doch Markttag. Ich schaue mich um und sehe, — hinter mir geht ein Herr, bucklig, großköpfig wie eine Eule, die Augen grau, böse, wie bei einer Kröte. Er geht und folgt mir mit den Augen. Ich bleibe stehen und denke, er will vielleicht etwas. Doch er sagt nichts, steht und schaut auf die andere Seite, als ob ich ihm ganz gleichgültig wäre. Ich gehe weiter, er folgte mir. Mir wurde ganz übel zu Mute. — Der Teufel soll dich holen! — denke ich, was will er nur? — Da ruft eine Jüdin:

„Mann, Mann, was kosten die Besen?“

„Zu fünf“ sage ich.

„Nun, fünf ist zu teuer! Nehmen Sie dreil!“

„Geben Sie vier!“

„Nein, dreil!“

„Nein, vier!“

Wir wurden uns auf vier einig. Ich nehme mein Bündel vom Rücken, binde es ruhig auf, gebe der Jüdin einen Besen, — aber da tritt auch der bucklige Herr näher.

„Wie teuer verkaufen Sie die Besen?“ fragt er mich.

„Zu fünf Kreuzer, Herr“, sage ich. „Kaufen Sie, die Besen sind gut.“

Er nahm einen, probierte...

„So, so,“ sagte er, „da ist nichts zu streiten, die Besen sind gut. Woher sind Sie?“

„Aus Monastyrza.“

„So, so, aus Monastyrza. Verkaufen sie oft Besen?“

„Nein, nicht oft. Einmal die Woche, am Montag.“

„Aha, aha, jeden Montag! Verkaufen Sie viel an jedem Montag?“

„Wie es kommt, Herr, manchmal verkaufen wir, ich und die Frau alle, die wir auf den Markt bringen, manchmal auch nicht.“

„Hm, also Sie und die Frau! Bringt also beide solche Bündel auf den Markt?“

„Ja, mein Herr, manchmal solche, manchmal größere.“

„Aha, aha! Wieviel Besen können Sie in der Woche machen?“

„Nun, das hängt von der Nachfrage ab, lieber Herr. Im Sommer verkaufen wir weniger, also mache ich auch weniger. Im Herbst und Winter verkaufen wir mehr.“

„So, so, ich verstehe! Denn, sehen Sie, ich bin der Lieferant der staatlichen Magazine und hätte viele solcher Besen nötig, so an hundert. Könnten Sie mir zur nächsten Woche hundert Besen machen?“

Ich überlege eine Weile und sage:

„Warum nicht, das kann ich. Wo soll ich sie dem Herrn hinbringen?“

„Hierher“, sagte der Herr und zeigt auf ein Haus. „Aber vergessen Sie es nicht, bringen Sie sie unbedingt. Ich bezahle sie Ihnen sogleich. Was kostet einer?“

„Wenn schon der Herr eine solche Menge nehmen, dann lasse ich sie zu vier.“

„Nein, nein, nein, lassen Sie nichts ab! Ich zahle auch fünf!“

„Möge ihnen Gott Gesundheit schenken!“

„Nun, nun, auf Wiedersehn! Vergessen sie nicht, von heute über eine Woche!“

Mit diesen Worten ging der Herr seines Wegs, und ich blieb stehen. „Oho“, denke ich mir, „irgend ein verdrehter Herr, nicht mal Nachlaß will er haben und bestellt doch eine solche Menge Besen! Das gibt doch ganze fünf Rubel, mein Gott!“

Und ich, Gott verzeih mir die Sünde, hatte schon schlimme Gedanken, als er mich so verfolgte. Nun möge ihm Gott ein langes Leben schenken! Wenigstens einmal kommt mir ein guter Verdienst zu! Ich suchte schnell meine Alte.

Ob wir nun unsere Ware verkauften oder nicht, kurz, wir kauften Salz, Zündhölzer und was wir noch nötig hatten und schnell nach Hause! Ich erzählte meiner Alten, daß ein guter Verdienst in Aussicht steht, wir die Steuer bezahlen und ihr noch etwas zum Winter kaufen können. Sie wurde auch ganz froh.

„Wir müssen uns beide daran machen“, sagte sie, „denn du allein wirst in einer Woche nicht fertig. Ich werde dir schon helfen, meine Arbeit hat Zeit!“

Gut. So redend eilten wir im Laufschrift nach Hause, um, wohl gemerkt, keine Zeit zu verlieren.

Sogleich, noch denselben Tag machten wir uns an die Arbeit. Wir brachten einen ganzen Berg Ruten herbei, — eine ganze Fabrik in der Stube. Ich breche die Ästchen ab, sie reißt die Blätter los, so daß die Haut der Handflächen mitgeht. Ich schabe die groben Enden mit dem Messer ab, lege sie zusammen, binde, hoble die Stiele — die Arbeit kocht. Bis zum Sonntag waren hundert Besen fertig und im Bündel zu fünfundzwanzig Stück zusammengebunden. Es war schon so eingeführt, daß jeder von uns zwei solcher Bündel

auf die Schultern nimmt; über die Schultern einen Stock, ein Bündel vorne, das andere hinten auf dem Rücken. Am Montag nehmen wir gute Stöcke in die Hand, die Bündel auf die Schultern — und, heida, zur Stadt! Es war eine Hitze, daß Gott helfe! Uns rinnt der Schweiß in großen Tropfen vom Gesicht, der Mund ist trocken; was ist aber zu machen! Wenn verdienen, dann verdienen.

Wir kommen in die Stadt, alle Juden schauen uns mit großen Augen an. Niemand hat je gesehen, daß man solche Bündel trägt.

„Hören Sie, Mann,“ spotten sie unser, „wo haben Sie ihre Pferde verkauft, daß ihr selbst eine Fuhre Ruten schleppt?“

„Mann, Mann,“ rufen andere, „bei wem habt Ihr den Birkenwald gekauft? Oder habt Ihr der Alten den Wald zum Verkauf gebracht? Was wollt Ihr für das Birkenwäldchen?“

Wir schweigen. Kaum atmend schleppen wir uns vorwärts, daß uns die Augen aus dem Kopfe quellen. Gott gab, daß wir uns irgendwie bis zu dem Haus schleppten, das der Herr mir gezeigt hatte. Wir kamen vor die Treppe, warfen die Bündel auf die Erde, setzten uns selbst halbtot auf dieselben und schnappten nach Luft. Wir warten und warten, endlich kreischt das Fenster und unser Herr schaut heraus.

„Aha, sagt er, „das sind Sie, Mann?“

„Ja, Herr, habe die Besen gebracht.“

„Gut, gut, ich komme sogleich heraus.“ Er schloß das Fenster. Wir warteten. Nach einer guten Weile kam er heraus.

„Nun, Sie haben also die Besen gebracht?“

„Ja, Herr, hundert, wie der Herr befohlen haben.“

„Aha, aha, das ist gut. Aber wissen Sie, daß ich sie jetzt nicht nötig habe, nehmt sie zurück, mögen sie bei euch

noch eine Weile liegen oder ihr könnt sie auch verkaufen.. Wenn ich sie nötig haben werde, lasse ich es euch sagen. Nehmen Sie dies Papier und geben Sie es dem Schulzen, er wird euch schon sagen, was ihr zu tun habt.“

„Ja, wieso denn,“ sagte ich, „erst bestellt der Herr, und jetzt nimmt er sie nicht?“

„Nein, ich nehme sie nicht“, sagte er freundlich, „denn ich brauche sie jetzt nicht. Aber fürchten Sie nichts, ich vergesse Sie nicht. Nehmen Sie dieses Papier.“

„Was soll ich damit?“

„Nehmen Sie, nehmen Sie“, sagte er, „aber wenn Sie nicht wollen, — dann, wie Sie wollen. Jetzt gehen Sie mit Gott.“

Ich wollte ihn, die Wahrheit zu sagen, schon grob anfahren, da huschte er ins Haus. Wir bleiben wie begossene Pudel zurück. Was war weiter zu tun? Wir nahmen unsere Besen und gingen auf den Markt, um doch wenigstens ein Paar zu verkaufen.

So ungefähr nach einer Woche läßt mich der Schulze rufen.— Was möchte der nur wollen?—denke ich. Ich komme hin, der Schulze lacht und sagt:

„Nun, Großvater Panko (mich nennen alle Großvater, obwohl ich noch nicht so alt bin), für dich ist eine Freudenbotschaft hier.“

„Welche Freudenbotschaft?“ sagte ich und wundere mich.

„Schau her, dies!“ Und er zog dasselbe Papier, das mir damals der Herr anhängen wollte, hervor und begann es zu lesen. Ich verstand aber kein Wort, außer meinem eignen Namen.

„Ja, was steht denn da drin?“ frage ich.

„Es steht da, daß du, Alter, ein reicher Mann bist, hundert Besen jede Woche verkaufst, das Geld mit der Schau-

fel einsteckst, und darum ist befohlen worden, dir diesen Blutegel anzulegen.“

„Welchen Blutegel?“ frage ich, meinen Ohren nicht traugend.

„Einen Steuerbogen, mein Teurer.“

„Steuerbogen? Welchen Steuerbogen? Für wen?“

„O, Alter! Stelle dich nicht taub, wenn du es nicht bist! Natürlich nicht für mich, sondern für dich! Du mußt außer der Haussteuer auch noch Einkommensteuer zahlen, — fünfzehn Taler jährlich.“

„Fünfzehn Taler jährlich? Mein Gott! Aber für was denn nur?“

„Für die Besen! Du hörst doch, daß der Herr Steuerkommissar dir einen Bogen schickt und behauptet, du verkaufst hundert Besen die Woche.“

Ich stand da wie Lots Weib, das zur Salzsäule wurde.

„Herr Schulze“, sage ich nach einer Weile, „ich werde nicht zahlen.“

„Du mußt.“

„Nein, ich werde es nicht tun. Was könnt ihr mir anhaben? Was kann ein Nackter im Busen verstecken? Sie wissen doch, daß ich an den Besen kaum fünfzehn Taler das ganze Jahr über verdiene.“

„Was kann ich wissen? Der Herr Kommissar weiß das besser!“ sagte der Schulze.

„Meine Sache ist, die Steuer einzuziehen; wenn du nicht zahlst, schicke ich dir den Exekutor¹⁾.“

„O je! schickt ihn wegen mir sogleich! Bei mir verreckt der Exekutor ehe er was findet.“

„Nun, dann verkaufen wir das Haus und den Garten und ihr könnt nach allen vier Seiten gehen. Das königliche Gut darf nicht verloren gehen.“

1) Steuereintreiber.

Ich stöhnte, wie gestochen.

„Aha, siehst du?“ sagt der Schulze.

„Nun, wirst zahlen?“

„Ich werde,“ sage ich, und denke mir das Meine.

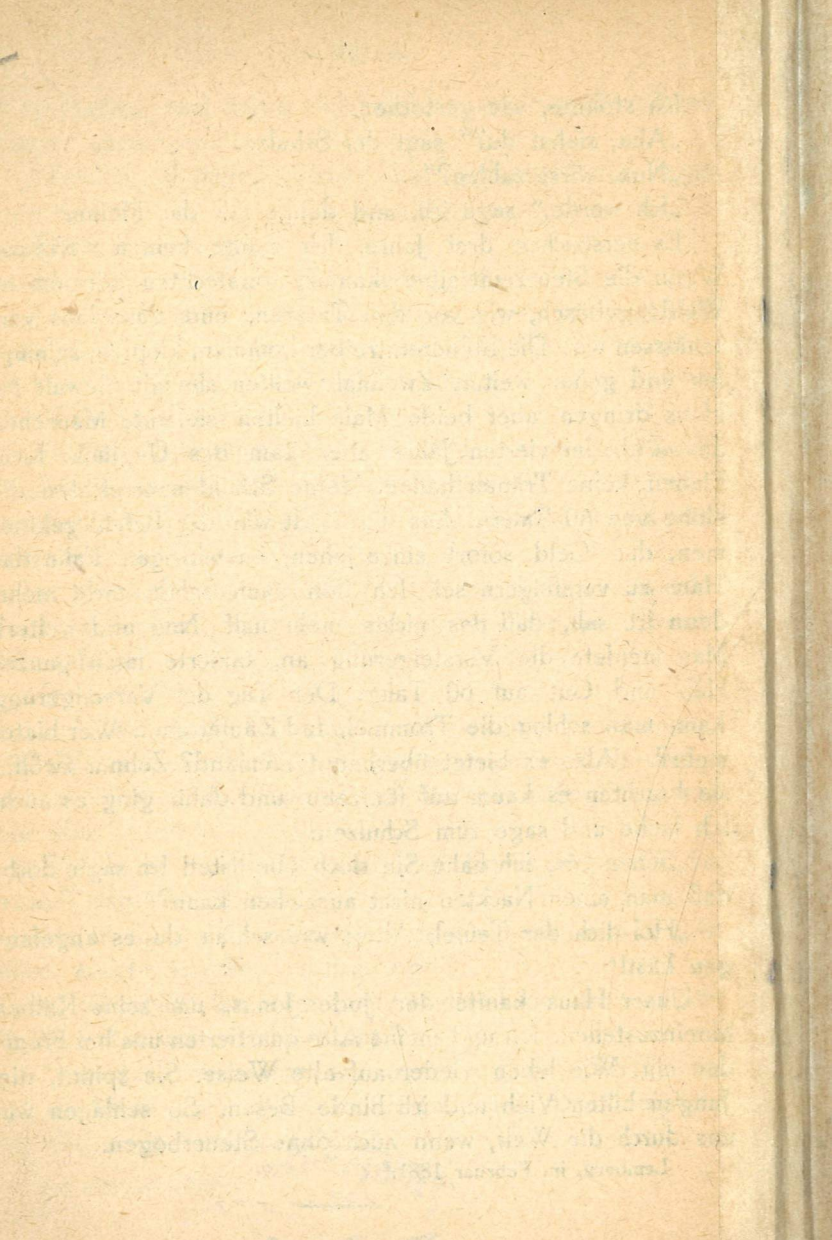
Es verstrichen drei Jahre. Ich zahlte keinen Kreuze. Wenn die Steuereintreiber kamen, versteckten wir uns im Weidengebüsch, wie vor den Tataren, und das Haus verschlossen wir. Die Steuereintreiber kommen, klopfen, schimpfen und gehen weiter. Zweimal wollten sie mit Gewalt ins Haus dringen, aber beide Male hielten sie gute Menschen davon ab. Im vierten Jahre aber kam das Unglück. Kein Flehen, keine Tränen halfen. Meine Schulden erreichten die Höhe von 60 Talern. Aus der Stadt war der Befehl gekommen, das Geld sofort einzuziehen, im widrigen Falle das Haus zu versteigern sei. Ich floh auch schon nicht mehr, denn ich sah, daß das nichts mehr half. Nun und weiter? Man meldete die Versteigerung an, taxierte mein ganzes Hab und Gut auf 60 Taler. [Der Tag der Versteigerung kam, man schlug die Trommel, lud Käufer ein... Wer bietet mehr? — Also es bietet überhaupt niemand? Zehn... zwölf... sie brachten es kaum auf fünfzehn, und dafür ging es auch. Ich lache und sage zum Schulzen:

„Sehen Sie, ich hahe Sie doch überlistet! Ich sagte doch, daß man einen Nackten nicht ausziehen kann?“

„Hol dich der Teufel, Alter; wie schlau du es angefangen hast!“

Unser Haus kaufte der Jude Jonas, um seine Kälber hineinzustellen. Ich und meine Alte quartierten uns bei Fremden ein. Wie leben wieder auf alte Weise. Sie spinnt, die Jungen hüten Vieh und ich binde Besen. So schlagen wir uns durch die Welt, wenn auch ohne Steuerbogen.

Lemberg, im Februar 1881.



INHALTSVERZEICHNIS.

	Seite
Iwan Franko (Biographie)	3.
Vater Humorist	9.
Im Hospital des Gefängnisses	51.
Die Bauernkommission	66.
Ein guter Verdienst	85.

Ціна 25 коп.
X.



Німецькою мовою:
І. Франко.
О ПОВІДАННЯ.

Всеукраїнська
Філія Центрального
Видавництва
Народів С.Р.С.Р. при
Президії ВУЦВК
„Центрвидав“
Х а р к і в